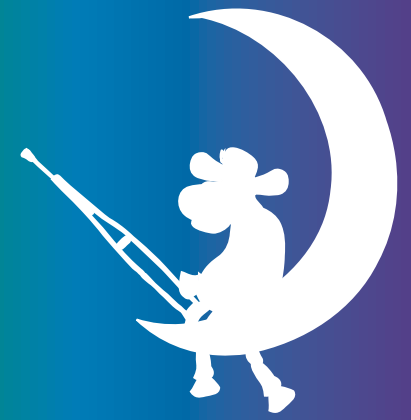


1 / 2014



mondkalb

ZEITSCHRIFT FÜR DAS ORGANISIERTE GEBRECHEN

Schwerpunkt: Pride & Disability:

Das „Andere“ dominiert uns nicht: Behindert
und verrückt feiern S. 4
Der lange Schatten der Freak-Show S. 6

Spott und Spiel:

Deutschland sucht das SuperOpfer S. 8
Darf man über Nichtbehinderte lachen? S. 14



Das Bollwerk „Normalität“ einnehmen

Matthias Vernaldi

Am 28. Juni dieses Jahres ist es 45 Jahre her, dass eine Polizeirazzia in der New Yorker Schwulenbar „Stonewall Inn“ in der Christopher Street tagelange Straßenschlachten auslöste - der erste Schwulenaufstand der Geschichte sozusagen.

Mit dem offenen Kampf traten Schwule endgültig aus dem Halbdunkel der Scham und forderten Anerkennung und Rechte. Seither wird dieser Tag in immer mehr Ländern als Christopher Street Liberation Day mit Paraden begangen, auf denen die schwule Community sich feiert. Im englischsprachigen Raum gab es dafür bald den Begriff „Gay Pride“ (zu deutsch unsäglich „Schwulenstolz“).

Fast ein halbes Jahrhundert später zieht am 13. Juli 2013 eine mit etwas mehr als 1000 Leuten für Berliner Verhältnisse kleine Parade durch Kreuzberg. Ihr Motto: „behindert und verrückt feiern“. Und so tanzen, hinken, zappeln und zucken dann zur Musik Rollstuhlfahrer, Psychopathen, Amputierte.

> Fortsetzung auf Seite 2

Die Glöcknerin packt aus

von Quasimoda Quantenbein

Krummer Buckel, krumme Beine und stocktaub. Für die meisten Leute ist die Glöcknerin das Gegenteil von sexy. In ihrem fortgeschrittenen Alter ist ihr das mittlerweile egal. Die Leute machen sich ja kein Bild vom einst wilden Leben der Glöcknerin. Da tat sie es in Parks und Garagen, auf Verkehrsinseln und Hochhausdächern. Mit Männern, deren Namen sie gleich darauf vergaß. Ihre Behinderung war ihr dabei egal, ihre Lover standen drauf. Doch das ist lange her. Wenn sie sich jetzt in ihr Fetisch-Kostüm zwängte, quölle der Speck und zwackten die Nähte. Normalo-Sex-Parties langweilen sie. Eher noch würde sie in einen Kleingartenverein eintreten als in einen Swinger-Club.

Heute aber bekam die Glöcknerin eine Email. Eine Gruppe namens „sexclusionist_innen unlimited“ lädt zum „Freak Club Bizarre: Eine inklusive Sexparty für alle. Barrierefrei!“ Eine barrierefreie Sexparty, schmunzelt die Glöcknerin, und dann noch für alle...das hätte es zu meiner Zeit nicht gegeben! Sie nimmt einen Schluck Nieren-Blasen-Tee, zieht die Heizdecke ein bisschen höher und malt sich aus, wie das wohl aussehen könnte.

Also ebenerdig muss der Laden sein, klar, und einen Fahr-

stuhl haben, wenn es ein Stockwerk hochgeht. Da könnten dann schon die ersten bizarren Spiele stattfinden, denkt die Glöcknerin lüstern: Fahrstuhl anhalten und Quickie hinlegen. Angekommen im Tempel der Lust, böte sich das Bild eines nymphomanischen Sanitätshauses. Hebelifter würden zu Liebesschaukeln, Pflegebetten zu Lustwiesen, Krücken zu Sado-maso-Fetisch-Toys. Atemmasken bekämen auf einmal einen ganz neuen Reiz, ebenso Urinale und Dauerkatheter. Falls es Stufen gäbe, wären sie gut beleuchtet – man würde potentielle Gäste mit Glasknochen nicht zu Fall bringen wollen. Extra für sie wären manche Dinge gut gepolstert, zum Beispiel das Andreaskreuz im Folterkeller.

Apropos Keller: Die Darkrooms wären so ein Kapitel für sich. Blinde Partygäste dürften hier klar im Vorteil sein; Im Gegensatz zu den Sehenden wüssten sie, mit wem sie gerade vögeln. Rein dürften sie natürlich trotzdem. Hier herrscht schließlich Inklusion, so sehr, dass auf Wunsch der Besuch im Darkroom für Blinde auch mit Audiodeskription zu haben ist. Könnte bloß manchmal schwierig werden, weil auch die Sehenden da im Dunkeln tappen, mutmaßt die Glöcknerin. Für die gehörlosen Gäste müsste es deshalb auch den extra hell ausgeleuchteten

Darkroom geben, - also, eigentlich „Lightroom“. Das Praktizieren von Gebärdensprache und Lippenlesen wären so auch im Taumel einer wüsten Orgie gewährleistet.

Die Kommunikation liefe indes ohnehin eher simpel ab. Leichte Sprache wäre bei Sex-Parties kein Problem. Die Gäste würden wahrscheinlich mit ihren Ein- und Zwei-Wort-Sätzen sogar über das Ziel hinausschießen: „Komm!“, „Jetzt“, „Hier!“, „Nicht da!“ „Stöhn!“- die Palette sprachlicher Äußerungen wäre im Fall inklusiver Sex-Parties überschaubar. Für Gehörlose hätte das auch den Vorteil, dass sie im wilden Rausch der Leidenschaft nur eine Hand für die Stöhn-Gebärde frei haben müssten.

Das Publikum würde sich lässig und leger zeigen. Der Dresscode wäre vielfältig – von hochgeschnürten orthopädischen Korsetts und Stiefeln bis zu Stützstrümpfen und leicht aufreißbarer Klettverschlusskleidung. Zurück im Hier und Jetzt schiebt die Glöcknerin auf ihren Kleiderschrank mit den verwaisten Lack- und Lederklamotten. Ach, einmal noch, denkt sie und schiebt die Heizdecke beiseite. ■

Macht doch ne ANZEIGE!

Allein machen Sie sich ein?

Flaschenpost® - Neuer Service im ADAC Postbus



ADAC Postbus Die pissgelben Engel

Ein Unternehmen von ADAC und Deutsche Post.

Mit uns fährt die Krüppelelite! Wer einen Luxusrollstuhl hat, der unseren Sicherheitsanforderungen genügt, wird von uns sogar mitgenommen. Der Postbus hat bereits Eingang ins Assistentenlatein gefunden: „Wenn im Postbus der Boss pisst, pisst er nicht auf dem Pisspott.“ Weil auch in Zukunft unsere Klos nicht barrierefrei sein werden, bietet ADAC Postbus nun einen besonderen Service: Flaschenpost® – Behinderte und ihre Assistenten können 24 Stunden im Voraus eine leere 0,5l Colaflasche* buchen. Das Beste: Es entstehen Ihnen keine Zusatzkosten. Seid dankbar, ihr Krüppel.

Unsere Leitung ist geschaltet: 0228/97 27 27 97.

* Personen ohne Mikrophallus bieten wir alternativ leere Flaschen der Marke Punica an. So lange der Vorrat reicht. Es besteht kein Rechtsanspruch.

> Fortsetzung von Seite 1

tierte, Neurotiker, Spastis, Borderliner, Transidentische und was es nicht alles sonst noch zu diagnostizieren gibt. Natürlich sind auch viele (noch) Nichtdiagnostizierte dabei.

Angekündigt ist der Zug als Pride Parade. Die gehaltenen Reden appellieren daran, sich nicht von Normen und allgemeinen Vorstellungen als minderwertig und bedürftig definieren zu lassen. Stattdessen sollte man sich selbst gut finden. Es lässt sich auch feiern, behindert oder verrückt zu sein.

Die Wurzeln reichen bis in die junge Steinzeit

So nah verwandt solche Aufzüge mit neuzeitlichen politischen Demonstrationen sind, das Paradiesen hat Wurzeln, die sich bis in die Antike und sogar darüber hinaus verfolgen lassen. Der Herrscher zeigte sich dem Volk, zog durch's Land begleitet von Edlen, Kämpfern und Tieren. Schätze wurden mitgeführt und Nahrung und Wein an die Leute verteilt. Es wurde gesungen, musiziert und getanzt. In der Frühantike war die Vorstellung verbreitet, dass ein Sieg erst dann errungen war, wenn der Usurpator flankiert von Kriegern mit seinem Streitwagen durchs eroberte Gebiet fuhr. Derlei Umzüge gaben den Leuten Identifikationsmöglichkeiten mit den Herrschern - und umgekehrt.

Dem liegt eine noch ältere Praxis zugrunde: die Prozession. Mit dem Entstehen des Ackerbaus um die späte Stein- und frühe Bronzezeit herum scheint sich ein Grundmythos herausgebildet zu haben, der den Kern fast aller antiken Göttererzählungen (auch der christlichen) darstellt. Er ist matriarchaler Natur und geht in etwa so: Die Göttin ist unfruchtbar. Da taucht ein junger Held auf. Oft kommt er

direkt aus dem Himmel. Sie hat ihn für sich bestimmt. Bevor sie es miteinander treiben und sie schwanger wird und gebiert – und meist auch danach – muss er Kämpfe bestehen, Listen erdenken und schier unerledigbar scheinende Aufgaben bewältigen. Letztlich obsiegt das Böse und er wird getötet. Aber sie holt ihn aus der Unterwelt oder dem Himmel zurück, oft, indem er durch sie wiedergeboren wird.

Prunk, Musik und Tanz, Snacks und Drogen

Ursprünglich wurde dieser Mythos so ritualisiert, dass die Göttin von der Hohenpriesterin verkörpert wurde und der Held vom König. Das war nicht unbedingt ein politisches Amt, sondern eher magisch aufgeladen.

Zu Beginn des Frühlings fuhr er mit Prunk, Musik und Tanz, Snacks und Drogen durch die Gefilde und segnete sie - sprich: machte sie fruchtbar. Am Ende des Winters wurde er dann geopfert. Das Königtum war mancherorts mit der Gewissheit verbunden, rituell tatsächlich getötet zu werden. Das Opfer war das Heiligste, was es auf Erden geben konnte. Es war der Inbegriff des Göttlichen, das sein Leben gab, damit die Erde, die Tiere und Menschen erlöst und lebendig werden konnten. Mit Prozessionen wurde es allen gezeigt, das Heilige ins Profane getragen und seine Hoheit darüber manifest.

Aneignung von Macht durch Identifikation

Die Manifestation von Macht geschah durch Identifikation. Die Leute waren ergriffen von den Heldentaten und der Opferbereitschaft.

Goldene Rüstungen und blitzende Waffen, Pfauen und Leoparden beeindruckten. Die Schönheit der Gesänge und die schmackhaften Speisen betörten. Aus dem König wurde ihr König. Nun erst war er wirklich der Souverän.

Jahrtausende später speist sich die Wirkung einer Pride Parade noch immer daraus. Es geht um Definitionsgewalt, Normalität und Teilhabe. Jetzt ist es nicht mehr ein Eroberer im herkömmlichen Sinn, sondern eine Randgruppe, die dabei ist, die Mitte einzunehmen. Entscheidende Schlachten – beileibe nicht die letzten – sind schon geschlagen, die mit dem Anpassungsdruck und den Zuschreibungen, der Polizei und den Ämtern. Ging es bei Demos, Straßenschlachten, Besetzungen und Verhandlungen um das Erringen und Innewerden von Macht, geht es nun darum, dem Volk Hoheit zu demonstrieren.

Es ist zunächst die Hoheit der Gruppierung über sich selbst. Bis zu den ersten Gay Prides wurde Homosexualität selten offen gelebt, nicht einmal in den Großstädten der westlichen Welt. Die Deutungsgewalt oblag der Mehrheit. Gleichgeschlechtliches Begehren wurde als widernatürlich und kriminell bewertet. Es gab lediglich eine Subkultur - weitgehend unsichtbar und nicht ohne weiteres zugänglich. Das änderte sich nun. Das bis dahin Peinliche ging in die Öffentlichkeit. Schrille Fröhlichkeit; Kajal in bärtigen Gesichtern; High heels an Männerfüßen; schöne Männer, muskulös und jugendlich; manche mädchenhaft; Tunten und Schwuchteln.

Die Umkehr von Scham in Stolz ist die Erlangung der Macht, sich selbst zu definieren. Das kann nur über die Identifikation mit der Gruppe funktionieren. Nur wer sagt „Ich bin schwul“, kann auch sagen „- und das ist gut so!“. Gleichzeitig wendet er fraglos die Kate-

gorie auf sich an, die geschaffen wurde, Leute wie ihn von der Normalität zu separieren.

Spätestens hier kommt die Hoheit über die Masse ins Spiel. Jede Anerkennung von Sexualität jenseits hergebrachter Heteronormativität, ihre Gleichbewertung gar, verändert den Umgang mit Sexualität in der Breite.

Briefmarkenbreit dazugehören

Mittlerweile haben schwule und lesbische Promis in Kunst und Politik sogar einen besonderen Glamourfaktor. Die Subkulturen der Gleichgeschlechtlichkeit laufen in die bürgerlichen Ekehäfen ein und arbeiten nun eifrig daran mit, das Bollwerk der Normalität zu festigen.

Die Behinderten und Verrückten werden es da schwerer haben. Einschränkungen lassen sich weniger mit Lust und Glamour besetzen als Sexualität. Eine Subkultur, aus der heraus agiert und an die angeknüpft werden kann, gibt es nicht. Die Behinderten und Verrückten wollen ja gerade nicht mehr unter sich sein, denn das bedeutet Anstalt, geschützte Werkstatt, Therapiegruppe, das bedeutet Internierung und Isolation - die von alters her zugewiesenen Plätze.

Den Kreuzberger Paradiesenden von 2013 jedenfalls fliegen die Herzen des Volkes zu. Die Passanten, die Fenstergäste und die Cafébesucher sind hingerissen. Wer laut und schräg mit Macke und Rollstuhl unterwegs ist, wer Lebensfreude und Selbstbehauptung zeigt, obwohl er bis zum Scheitel mit Entsagung und Unfähigkeit zugeschüttet ist, beeindruckt. Natürlich zielt auch dieser Zug in die Mitte des Mainstreams. Zumindest die Behinderten - den Verrückten wird es schwerer fallen,

> Fortsetzung auf Seite 3

Mein Körper ist ne Demo

Wenn Schwangere unschwanger aussehen wollen und
Unschwangere schwanger wirken: Torte essen, singen, tanzen.

Margarete Stokowski

Am Freitag war ich beim Kiosk um mir die Süddeutsche Zeitung zu holen, weil da im Magazin ein Text von Lara Fritzsche drin war, über Essstörungen in der Schwangerschaft. Sehr guter Text. Über Magersüchtige, die schwanger werden und über Frauen, die einander gegenseitig loben, wenn sie möglichst unschwanger aussehen.

Am gleichen Kiosk lag die neue Inside, ein Frauenmagazin, Titelthema: „Baby oder Wampe? Stars, die eine ziemlich dicke Kugel schieben ...“ Der Artikel dazu hieß „Und ICH dachte, du wärst schwanger ...“ und zeigte Bilder von neun berühmten Frauen, bei denen der Bauch millimeterweit vorsteht, mit den Kommentaren „Satin-Schocker“, „Bikini-Blamage“, „Glitzer-Graus“, „Prosecco-Plauze“.

Es ist gar nicht so, dass ich es besonders verrückt oder doof finde, wenn ein Kiosk Zeitungen mit verschiedenen Botschaften verkauft. Und es ist auch gar nicht unbedingt so, dass die Inside das intellektuelle Bollwerk wäre, an dem ich regelmäßig meine Meinung schärfe.

Es ist eher so, dass ich gerne mal in der Redaktion der Inside eine gigantische Himbeersahnetorte essen würde. Nackt.

> Fortsetzung von Seite 2

sofern sie psychiatriekritisch Medikamente meiden - werden, wenn man sie lässt, Höchstleistungen zu Tiefstpreisen bringen, sich auf Zweierbeziehungsidyllen versteifen und ihren Alltag optimieren. Sie werden briefmarkenbreit dazugehören und deshalb umso ausschließender auf die reagieren, denen das versagt bleibt.

Die abseitigen ambivalenten Bereiche, die der strahlende König offenbar nicht darstellte, fanden bereits im alten Rom in Saturnalien ihren Ausdruck. Das setzte sich im Mittelalter in Narrenfesten und Karnevalsumzügen fort, die bis ins Heute reichen. Die gestaute Lust, der gestaute Frust konnten sich in anarchischen Ritualen entladen.

Gay Prides nur wenige 100 km östlich von Berlin werden zur Gefährdung für Leben und Gesundheit der Teilnehmer. In Amman oder Dhakar sind sie undenkbar. Pride Paraden von Behinderten und Verrückten in Vilnius, Havanna oder Maputo finden schon deshalb nicht statt, weil die Betroffenen nicht ausreichend mit Rollstühlen versorgt sind. Und wenn wir Pech haben, dienen sie wie die Saturnalien Roms auch der westlichen Welt lediglich als Ventil. ■

25 Kilo über der Obergrenze

Doch, natürlich gehöre ich zur Zielgruppe der Inside. Die Zielgruppe heißt „neugierige junge Frauen 14 – 30 Jahre“ – was lustig genug ist, denn man sollte meinen, die Interessen einer 17- und einer 27-Jährigen würden sich zumindest in Nuancen unterscheiden.

Bei mir jedenfalls ist das so. Ich habe neulich meine alten Tagebücher gelesen. Von vor genau zehn Jahren. Gedanken einer fast 18-Jährigen, über Essen, oder eher Nichtessen, und über Gewicht. „40 kg sind die Obergrenze, aber so weit sollte es gar nicht erst kommen.“ Meine Größe schrieb ich nicht dazu, aber vermutlich war ich gleich groß wie jetzt.

Seitdem habe ich ziemlich exakt 25 Kilo zugenommen. Und das nicht, weil mir in der Zeit ein neues Bein gewachsen wäre oder ich ein Kind gekriegt hätte. 25 Kilo, ich weiß das so genau, weil meine Frauenärztin mich neulich gewogen hat.

Meine Frauenärztin, nennen wir sie Frau Blödwurst, wollte wissen, wie viel ich wiege. Wusste ich nicht. Also hat Frau Blödwurst mich gemessen und auf die Waage gestellt und dann sagte sie: „Tja, Frau Stokowski, damit haben Sie ja schon leichtes Übergewicht, und das muss ja mit 27 auch nicht sein, ne?“ Nö, muss nicht. Sie ist inzwischen auch meine Ex-Frauenärztin.

Was ist es, das mit 27 „nicht sein muss“?
Die fünf Kilo, die Frau Blö-

wurst mir riet, abzunehmen – Maßlosigkeit? Kontrollverlust? Fünf Kilo, wo soll ich sie wegnehmen? Soll ich meine Brüste abschneiden, meinen Kopf? Meine Wampe wohl kaum. Mein unschwangerer, schöner Bauch.

Mein Körper ist eine Demo. Ich will ihn so wie er ist, denn er passt ganz besonders gut zu mir. Er ist so, wie ich lebe, das ist ziemlich okay. Nicht, weil ich mich selbst besonders großartig finde. Sondern weil ich mich nicht schäme. Mache ich einfach nicht.

Ich schäme mich nur, dass ich, halbnackt, wie ich vor Frau Blödwurst stand, nicht auf die Idee kam, ganz laut „I am the walrus“ von den Beatles zu singen und dazu zu tanzen. Das ist das einzig wirklich Ärgerliche. ■



Beg your pardon, Mrs Stokowski: But, I am the Walrus! Yours sincerely, Peter Schlotterdyke

Opferecke

Wie immer behandeln wir in dieser Rubrik Fragen zum Komplex Behinderung, die sich die geneigte Leserschaft gelegentlich stellt, die sie sich aber nie trauen würde auszusprechen.

Unsere heutige Frage lautet: Können Menschen einen Behindertenausweis beantragen, denen Fett abgesaugt wurde? Schließlich ist das ja so etwas wie eine Amputation.

Nein – ist es nicht. Eine Amputation ist das Abtrennen eines Körperteils. Ob ein Behindertenausweis beantragt werden kann, macht sich davon abhängig, wie wichtig das Teil ist und wie viel davon fehlt. Ein fehlendes Ohr-läppchen oder ein kleiner Zeh bringen da gar nichts, erst recht nicht 2,5 cm Fettschicht am Wanst.

Eher stellt sich hier eine andere Frage: Wenn bei übergewichtigen Patienten das Fettabsaugen von der Krankenkasse getragen wird, wie steht es dann mit der Finan-

zierung von Bauchprothesen oder gar -implantaten? Nach dem Sozialgesetzbuch IX gelten in Deutschland Leute als behindert, wenn sie bezüglich der körperlichen Funktionen, Fähigkeiten und seelischen Gesundheit über längere Zeit vom für das Lebensalter typischen Zustand abweichen. Das träfe auf Männer über 50 ohne Bauch zu. Oder wie es unsere Vorväter schon treffend formulierten: „Ein Mann ohne Bauch ist ein Krüppel“.

Ein alterndes Männlein, welches laut über Silikonimplantate im Bauchraum nachdenkt, wird ebenso unter gehörigen Rechtfertigungsdruck geraten wie Patienten mit Körperintegritätsidentitätstörung (BIID), sogenannte Wannabes. Sie haben den extrem starken, meist auch noch erotisch untermauerten Wunsch, sich ein oder zwei Gliedmaßen amputierten zu lassen oder querschnittgelähmt zu werden. In gewisser Weise haben sie wie transidentische Personen das Gefühl, im falschen Körper zu leben.

Aus Sicht einer gesellschaftlichen Identität von Behinderung bringt ein Intakter, der sich mit allen Fasern seines

Leibes nach einer Querschnittslähmung sehnt, mehr als 1000 Frischverunfallte, die entsetzlich unter der Vorstellung leiden, von nun an in einem solchen Körper gefangen zu sein.

Doch während sich die Ärzteschaft darum reißt, Bäuche und Brüste zu minimieren, Penisse zu entfernen und Schamlippen zu kürzen, findet sich keiner, der eine zu einer Querschnittslähmung führende Operation oder eine Amputation durchführen würde; geschweige denn, dass eine Kasse das zahlt. Menschen mit BIID müssen sehen, dass sie mithilfe von Baumärkten oder Rangierbahnhöfen selbst einen Weg finden, ihren Körper so zu gestalten, dass sie sich nicht mehr fremd in ihm fühlen.

Wenn ihnen das gelungen ist, können sie dann auch einen Behindertenausweis beantragen. Nach der Definition von Behinderung im Sozialgesetzbuch IX spielt es keine Rolle, ob der behinderte Mensch selbst daran schuld ist. ■

Das „Andere“ dominiert uns nicht

Interview mit Sven Drebes vom Berliner Bündnis der behindert und verrückt feiern - Mad & Disability Pride Parade

Was der lesbisch-schwulen Community der Christopher Street Day, ist den behinderten Menschen die Disability Pride Parade. Zumindest im US-amerikanischen Chicago, wo die Parade in diesem Jahr schon zum elften Mal stattfindet. Im kanadischen Toronto hat eine andere Veranstaltung eine sogar noch längere Tradition: Das Mad Pride Festival findet dort seit 1993 statt. Gemeinsam ist beiden Events, dass ihre Teilnehmer_innen das medizinische Modell von Behinderung und psychischen Krisen ablehnen. Statt ihre Eigenschaften als Defi-

und so weiter. Das bringt es fast zwangsläufig mit sich, dass sich die Beteiligten als "Problemgruppe" beschreiben, die in irgendeiner Weise Hilfe braucht, oder dass sie ihr Ausgegrenztsein betonen. Das Zeigen von Stolz und Selbstbewusstsein passt da nur selten dazu. Die meisten Demos werden zudem von Sozialverbänden, Wohlfahrtsverbänden und Verbänden der Behindertenhilfe organisiert oder dominiert. Und die haben ja eigene Interessen, die nicht unbedingt denen der behinderten Menschen

Psychiatisierung eine wesentliche Rolle, und das spiegelt sich selbstverständlich auch in der Zusammensetzung der Gruppe wider. Ein weiterer wesentlicher Unterschied ist, dass sich die Krüppelbewegung gegen "Nicht-Krüppel" abgrenzte, unsere Gruppe dagegen sowohl aus Menschen besteht, die sich als behindert und/oder verrückt bezeichnen, als auch aus solchen, die das nicht tun. Last but not least spielen bei uns allgemein gesellschafts- und insbesondere kapitalismuskritische Aspekte eine wichtige Rolle, wie Normierungs- und Leistungsdruck und Ausbeutung.

Wie fandest Du die Resonanz auf die Pride Parade letztes Jahr?

Sehr positiv. Viele meinten, dass so etwas seit langem gefehlt hat. Und die Stimmung bei der Parade war großartig.

Du bist bei der Parade ganz vorne mitgefahren und hast das Front-Transpi gehalten. Wie war das für Dich?

Für meine Hand war es ziemlich anstrengend. Aber sonst toll. Gewöhnungsbedürftig war am Anfang, dass vier oder fünf Mannschaftswagen der Polizei vor uns her fuhren und in der Tür des letzten ständig

Ich bestreite nicht, dass das Leben mit einer Beeinträchtigung auch mit Schmerzen oder psychischen Krisen verbunden sein kann. Aber das ist immer nur eine Facette des Lebens. Daneben führt der größte Teil von uns ein Leben wie die meisten anderen Menschen. Das gerät aber zu oft aus dem Blick, weil die Spastiken, die Psychose oder die Trisomie das ist, was den "Anderen" als "anders" ins Auge springt und die Wahrnehmung dominiert. Es dominiert uns aber nicht, oder nur in den seltensten Fällen. Und viele wollen den Teil, der den anderen so schrecklich vorkommt, nicht missen. Daher finde ich schon, dass wir uns feiern können, mit allem, was uns ausmacht.

Wie ist das bei Dir persönlich - Du brauchst viel Assistenz im Alltag und Du hast eine Sprachbehinderung. Wie definierst Du "Pride" für Dich persönlich?

Ich verstehe "Stolz" im altmodischen Sinn von Selbstbewusstsein. Es stimmt, dass ich eine Behinderung habe, die kaum jemand, der mich auf der Straße sieht, haben möchte. Ich habe aber durch meine Behinderung vieles erlebt und getan, was ich ohne sie nicht getan und erlebt hätte. Ohne meine Behinderung wäre ich mit ziemlicher Sicherheit ein anderer, möglicherweise ein ziemlich stromlinienförmiger Mensch.

Wie hat sich dieses Bewusstsein bei Dir entwickelt und was hat Dir dabei geholfen?



zit verstecken, normalisieren oder heilen zu wollen, feiern sie sie als ihre Art zu leben.

Seit 2004 hat sich die Idee der Pride Parade in den USA verbreitet. Auch in Ländern wie Großbritannien, Norwegen und Süd Korea gab es schon Pride Parades. In Deutschland war die „Feierdemo“ behinderter Menschen weitgehend unbekannt, bis sich 2013 eine Gruppe aus behinderten, nichtbehinderten, diagnostizierten und nichtdiagnostizierten Menschen zusammentat. Das Bündnis der „Behindert und verrückt feiern Mad & Disability Pride Parade Berlin“ organisierte vergangenes Jahr die erste Parade in Deutschland. „Mondkalb“ war im vergangenen Bündnis dabei und ist auch in diesem Jahr Mitorganisator.

Sven Drebes hat im Bündnis im letzten Jahr als Pressesprecher mitgearbeitet. Im Mondkalb-Interview erzählt er unter anderem, wie es war, das Front-Transpi zu halten.

Mondkalb: Es gibt ja immer mal wieder Demos von behinderten Menschen, zum Beispiel alljährlich den 5. Mai, den Europäischen Protesttag zur Gleichstellung von Menschen mit Behinderung. Wie siehst Du das, warum brauchen wir da noch eine "Behindert und verrückt feiern Disability and Mad Pride Parade?"

Sven Drebes: Die anderen Demos haben in der Regel handfeste politische Ziele - Teilhabe, Barrierefreiheit eines Gebäudes, Abschaffung oder Beibehaltung von Förderschulen

entsprechen. Schließlich laufen die meisten Demos, gerade die am 5. Mai in Berlin, ziemlich ritualisiert ab, was sie eher langweilig macht.

Knüpft die Pride Parade in Deinen Augen damit auch an die Anfänge der Krüppelbewegung an, die vor allem Anfang der 80er Jahre mit provozierenden Aktionen für Aufsehen sorgte? Oder wo unterscheidet sich die Pride Parade davon?

Vorweg, ich bin Jahrgang 1975, kenne die Krüppelbewegung also nur aus Erzählungen und Texten. Teilweise gibt es sicher Gemeinsamkeiten. Wir haben wie damals die Krüppelbewegung das Zu-uns-Stehen betont und bewusst durch unsere Sprache provoziert. Die Aktiven der Krüppelbewegung haben angefangen, über den Tellerrand ihrer jeweils eigenen Behinderung zu schauen und übergreifend das Behindernde anzugreifen. Damals standen meines Wissens allerdings überwiegend Bewegungs- und Sinnesbehinderungen im Mittelpunkt, nur vereinzelt waren Menschen mit chronischen Erkrankungen aktiv. Bei der Pride-Parade spielte dagegen die Zuschreibung "Verrückt-Sein", psychische Behinderung und



ein Polizist stand und uns beobachtet hat.

Wie kam es eigentlich, dass Du "Pride-Parade-Mitorganisator" und „Frontmann“ wurdest?

Das ich das Front-Transpi mit getragen habe, hat sich eher ergeben. Die "Aufgabe" war noch offen, und ich war einer von denen, die während der Parade keine andere Aufgabe hatten. Zur Parade insgesamt bin ich über eine Kollegin gekommen.

Es gab ja auch immer wieder Kritik an der Parade - man könne doch nicht etwas feiern, was Leiden bedeute, zum Beispiel psychische Krankheit oder schwere körperliche Behinderung. Depressionen und Panik-Attacken sind ja auch definitiv keine schönen Sachen. Was sagst Du zu solchen Einwänden?

Sehr allmählich. Ich kann das nicht an bestimmten Ereignissen festmachen. Geholfen hat mir sicher, dass es immer Menschen gab, die mir das, was ich vorhatte, zugetraut haben, oft auch mehr. Ich hatte zudem das Glück, dass unter den Menschen, die in meinem Leben wichtig waren und sind, niemand war oder ist, der mich aufgrund meiner Behinderung besonders behüten wollte. ■

Fragen: Rebecca Maskos

Weitere Informationen:
www.disabilityprideparade.org,
www.pride-parade.de,
www.madprideto.com.

„Engagierte Wissenschaft“

Ein Gespräch mit Lisa Pfahl über Disability Studies, Nichtbehinderung und Politik

Lisa Pfahl ist seit Oktober 2013 Professorin für Disability Studies am Institut für Rehabilitationswissenschaften der Humboldt-Universität Berlin. Ihre Dissertation „Techniken der Behinderung. Der deutsche Lernbehinderungsdiskurs, die Sonderschule und ihre Auswirkungen auf Bildungsbiografien“ ist 2011 bei transcript erschienen.

Disability Studies gelten als ein wissenschaftlicher Ansatz, in dem die eigene Erfahrung von Behinderung eine herausragende Rolle spielt. Wie gehst Du damit um, dass Du keine Behinderung hast?

Meine Haltung dazu ist komplex. Alle diese wissenschaftlichen Felder, Queer Studies, LGBT, Racism, wurden durch die sozialen Bewegungen an die Uni getragen. Die Personen, die jeweils betroffen sind, spielen darin eine ganz wichtige Rolle. Gleichzeitig ist es nicht so, dass nur Frauen Geschlechterstudien vertreten können oder nur offensichtlich behinderte Personen Disability Studies vertreten. Jede Person hat viele Identitäten, und es gibt meiner Meinung nach keine ideale Vertreterschaft. Könnte ich als Rollstuhlfahrerin für die Blinden sprechen? Ich finde es richtig und wichtig, wenn Personen, die nicht zur Betroffenenengruppe gehören trotzdem die Stimme für deren Anliegen erheben. Und so verstehe ich auch meine Aufgabe.

Warum interessierst du dich für das Thema Behinderung?

Ich habe einen starken persönlichen Bezug zum Thema. Meine Geschwister wurden als sogenannte Lernbehinderte an Sonderschulen beschult und haben die Konsequenzen getragen, die diese segregierte Beschulung und das Stigma der Lernbehinderung nach sich gezogen haben. Der Soziologe Erving Goffman würde mich vielleicht als eine „wise person“¹ bezeichnen, also als eine Begleiterin derjenigen, die diese Art der Benachteiligung

und Stigmatisierung erleben. Ich habe im Zuge dessen die Erfahrung gemacht, wie absolut ausschließend die Klassifikationen der Behinderung in den Bereichen Bildung und auf dem Arbeitsmarkt wirken. Das sind jetzt auch meine beruflichen Themen. Für mich heißt forschen über Behinderung immer auch, das Gespräch mit behinderten Personen zu führen.

Ist deine Forschung mit einer politischen Forderung verknüpft? Oder zumindest mit der Hoffnung auf politische Veränderung?

Ja! Zum Beispiel war ich sehr glücklich, im Zuge des Schattenberichts zur UN-Behindertenrechtskonvention Kontakt zum „Netzwerk Artikel 3“ zu haben und den Bericht der Bundesregierung mit zu kommentieren. Wenn man das Wissen, das man über die Jahre angehäuft hat, an diesem Ort platzieren kann, führt dies hoffentlich dazu, dass der Bundesregierung ihr Bericht von der UNO um die Ohren gehauen wird!

Handelt es sich bei den Disability Studies um eine politische Wissenschaft?

Ja! Wissenschaft und Forschung haben einen Auftrag, das sollte für eine Soziologin klar sein... Ich sehe das als eine engagierte Wissenschaft. Mich interessiert ein Verstehen der Gegenwart durch die Geschichte. Im Idealfall will ich die Gegenwart kommentieren und auch intervenieren. Ich denke, dass Forschung an sich immer interveniert.

Was ist dein Bezug zur Behindertenbewegung?

Ein Bezug besteht im Kontakt mit dem Netzwerk Artikel 3. Ich tausche mich mit aktiven Kolleginnen aus, zum Beispiel Swantje Köbssel, die an der Alice-Salomon-Hochschule in Berlin Professorin für Disability Studies ist.

Deine Professur gehört zum Institut für Rehabilitationswissenschaften. Deine Dissertation ist eine umfassende Kritik am Sonderschulwesen und an den Techniken der Sonderpädagogik. Wie lebt es sich mit diesem Widerspruch?

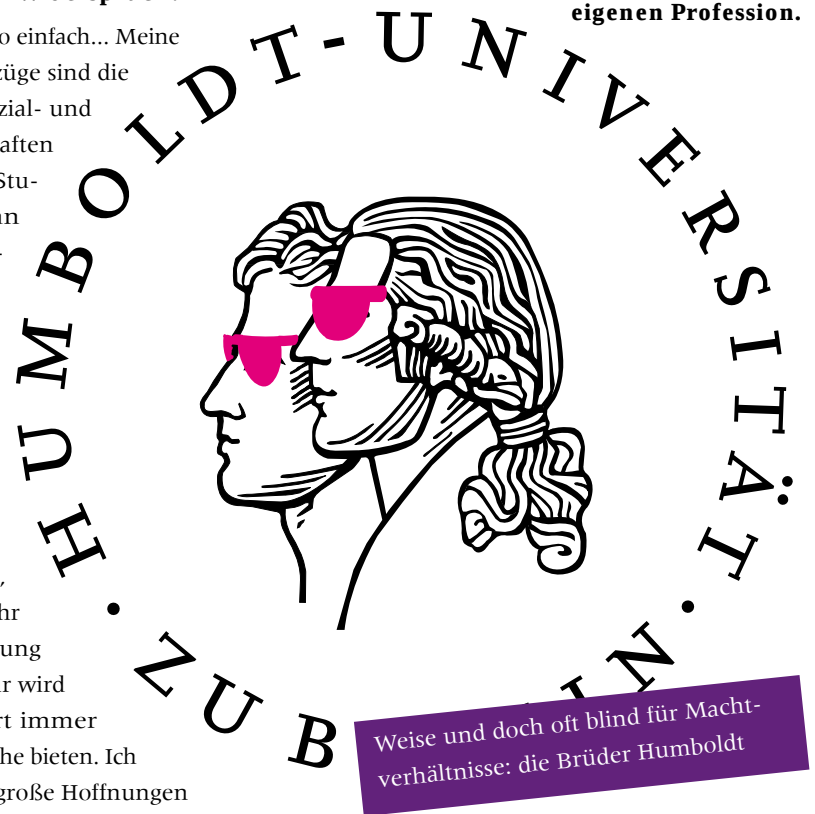
Das ist gar nicht so einfach... Meine disziplinären Bezüge sind die Erziehungs-, Sozial- und Kulturwissenschaften und die Gender Studies. Wobei man den Rehabilitationswissenschaften schon zugute halten muss, dass sie eine solche Stelle geschaffen hat. Das ist allerdings auch kritisch zu sehen, weil es eine Gefahr der Vereinnahmung gibt. Die Professur wird an so einem Ort immer eine Reibungsfläche bieten. Ich setze außerdem große Hoffnungen in die jüngere Generation, die einen kritischen Blick auf Wissenschaft hat.

Ich kann mir vorstellen, dass das Studium der Sonderpädagogik wenig Spielraum lässt für eine kritische Auseinandersetzung. Ich habe eher das Gefühl, dass es eine starke Identifikation mit dem Fach gibt.

Vereinzelte gibt es Personen, die die Vorannahmen der Profession dekonstruieren. Ich halte oft Vorträge vor Sonderschullehrerinnen und habe die Erfahrung gemacht, dass junge Sonderschullehrer unglaublich überzeugt sind,

das Richtige zu tun. Erst ältere Sonderpädagoginnen sehen die Profession dann wieder kritisch.

Ein großer Teil des Bachelor-Studiums besteht in der Legitimation der eigenen Profession.



Der beste Weg für die Sonderpädagogik wäre, in die Erziehungswissenschaft zurückzukehren und dort feministische, interkulturelle und behinderungsspezifische Themen stark zu machen.

Was sind deine wissenschaftlichen Vorhaben?

Ich möchte mich dem Thema Ökonomien der Behinderung zuwenden: Welche Bewertungen finden in der Ökonomie statt? Meine These lautet, dass das segregierende Bildungswesen in Deutschland den Ausschluss vorbereitet, durch den man so geschwächt wird, dass man auf dem Arbeitsmarkt nicht bestehen kann. Ansonsten interessieren mich Fragen um kulturelle Repräsentation und die Verbindung von Wissenschaft und Kunst. Mir ist wichtig, meine Inhalte mit politischen Zielen zu verknüpfen und dabei im Dialog zu bleiben! ■

Interview: Julia Weidenbach

Offen Krüppel sein

Von Mike Ervin

Ich bin offen Krüppel. „Ja echt jetzt“, hör ich meinen inneren Zwischenrufer sagen. „Mal wieder beweist du deine unglaubliche Fähigkeit, das Offensichtliche zu begreifen.“

Na, aber da gibt's nen großen Unterschied zwischen *offensichtlich* Krüppelsein und *offen* Krüppelsein. Man kann so offensichtlich Krüppel sein wie Stephen Hawking mit Kopf ab und immer noch nicht offen Krüppel sein.

Das mein ich damit: Denk mal an queere Leute, Lesben und Schwule. Denk mal an Liberace. Der war so verdammt *offensichtlich* schwul, aber der war nicht *offen* schwul.

Wir werden dann Krüppel, wenn wir uns entscheiden, uns nicht mehr dafür zu entschuldigen, Krüppel zu sein. Das ist der Tag unserer Wiedergeburt. Ich schätze mal, das ist dasselbe, wie wenn man offen irgendwas anderes wird, offen schwul oder offen fett oder offen arm oder so.

Eine riesige Last fällt von uns ab, wenn wir offen Krüppel werden. Aber von da an ist auch nicht alles Sonnenschein und Regenbogen. Wenn die Leute sauer werden auf unser offenes Krüppelsein, dann ist es niemals das Krüppelsein, auf das sie sauer werden. Es ist die Offenheit. Wenn wir schon unser Krüppelsein anderen aufzwingen, dann sollten wir das wenigstens diskret und ein bisschen zerknirscht tun. Wenigstens so tun, als dass wenn wir anders könnten, wir auch jemand anderes sein wollten. Nochmal — ich denke, es ist dasselbe, wenn man schwul oder arm, fett oder was auch immer ist.

Ich wurde offen Krüppel vor ungefähr dreissig Jahren, als ich mit dem Sport der Busblockade anfang. Dieser Sport war in anderen Städten von Krüppeln erfunden worden, die angekotzt waren davon, dass sie einfach wie jeder andere den ÖPNV nutzen wollten, aber

die Busse nicht zugänglich waren. Also rollten sie ihre Rollis auf die Strasse und blockierten die Busse, bis die Mächtigen weichgekocht waren und sie die Busse zugänglich machten. Es war aufregend für mich, die Geschichten über die Bus-Blockierer-Brigaden zu hören, aber ich hab damit politisch ganz schön auf dicke Hose gemacht. Ich war auf 180 und wollte loslegen, aber ich hatte keine Möglichkeit, es rauszulassen. Zum Glück gab's in meiner Stadt noch andere Krüppel, die unter derselben Krankheit litten, und wir fanden uns in unserer eigenen Bus-Blockaden-Gang.

Ich hab denselben Kick vom Bus Blockieren gekriegt den andere vom Wildjagen kriegen. Ich haute auf dem Bus rum, johlte und brüllte. Dummerweise konnte ich den Bus nicht mit nach Hause nehmen und mir an die Wand nageln.

Je älter und verkrüppelter ich werde, desto offener bin ich Krüppel. Aber das ist natürlich ein niemals endender Prozess. Ich habe noch nicht völlig den Punkt erreicht, an dem es mir einfach scheißegal ist, als soziale Unannehmlichkeit zu gelten. Ich hoffe, ich lebe lang genug, um diesen Tag zu erleben. ■

Übersetzung: Rebecca Maskos

Mike Ervin schreibt Texte, Bücher und Theaterstücke in Chicago. Er lebt mit 24 Stunden Assistenz und bloggt über seinen Aktivisten Alltag auf seinem Blog „Smart Ass Cripple“ („Klugscheißer-Krüppel“) smartasscripple.blogspot.de

Dies ist eine Übersetzung seines Blogtextes „Openly Crippled“.

Pride und der Schatten der Freak Show

Von Eli Clare

Selbstbewusstsein und Behinderung¹

Hofnarren, Zwerge, Mythen von Minotauern und Monster verweisen auf eine Geschichte, die zwischen dem 19. und der Mitte des 20. Jahrhunderts ihren Höhepunkt fand. Während dieser Zeit waren Freaks ein großes Geschäft. Freak Shows bevölkerten die USA, Menschen strömten in den Zirkus, die Völkerschauen, auf die Jahrmärkte. Sie kamen um Freaks, Wilde und Sonderlinge zu begaffen. Sie kamen wegen des Nervenkitzels, aus Neugier, um sich ihres Selbstbildes zu versichern und um ihre Vorstellung von Normalität und Abnormalität bestätigt zu sehen. Doch wen starteten sie an? Die zahlenden Gäste sahen keine Launen der Natur. Vielmehr war die Freak Show eine ausgefeilte soziale Konstruktion, in deren Zentrum die Schausteller mit einer Mischung aus Kostümierung, Inszenierung und ausgefeilten Choreographien vier verschiedene Personengruppen in Freaks verwandelte.

Aus Behinderten wurden armlose Wunder, Froschmänner, Kamelfrauen, Riesen und Zwerge. Nichtbehinderte People of Color (POC)² aus den USA oder Kolonien wurden gekauft, überredet oder entführt und zu Kannibalen und Wilden gemacht. Aus nichtbehinderten amerikanischen POC wurden Eingeborene der exotischen Wildnis. Aus Menschen mit sichtbaren Eigenheiten, bärtigen oder besonders dicken Frauen, extrem dünnen Männer, Tätowierten und Intersexuellen, wurden sonderbare Ausstellungsstücke. Diese Menschen waren nicht von Natur aus Freaks, die Freak-Show hat sie dazu gemacht, indem sie sorgfältig die Unterschiede zwischen dem Normalen und dem Anderen konstruierte und hervorhob.

Dennoch, Freaks waren nicht einfach Opfer. Besonders jene, die nicht geistig behindert waren oder aus Afrika, Asien, von Pazifikinseln oder aus Lateinamerika verschleppt wurden, hatten oft Einfluss auf ihre Darstellung. Viele arbeiteten gemeinsam mit ihren ManagerInnen an profitablen Vorstellungen. Einige hatten ein annehmbares Einkommen, einige wie Charles Stratton oder Mercy Lavinia Warren Bump wurden sogar reich. Wieder andere, wie die Hilton Schwestern, wurden ihre eigenen Managerinnen oder gründeten Ensembles. Oft waren in der Freak Show-Kultur die Zuschauer die „Opfer“, die belogen und bestohlen wurden, denen himmelschreiende Summen für Tand abgeknöpft und die an der Kasse beim Wechselgeld betrogen wurden.

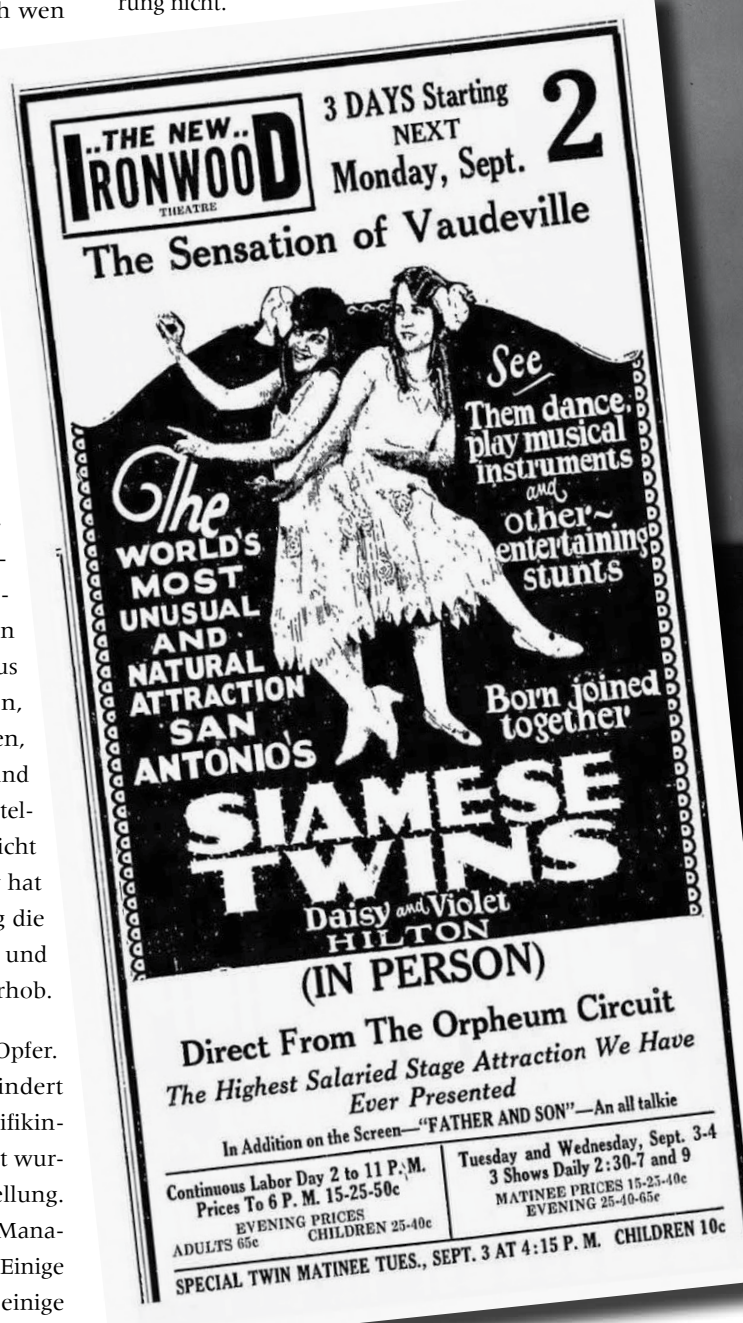
Ausbeutung und Macht

Robert Bogdan zitiert in „Freak Show“³ einen Brief von Ward Hall: „Ich habe über Jahre Freaks ausgestellt und ausgebeutet. Jetzt beutet ihr sie aus. Der Unterschied zwischen Autoren, den Medien und den früheren Freak Shows ist: Wir haben sie bezahlt!“ Hall verwendet „ausbeuten“ ironisch. Er glaubt nicht, dass er Freaks ausgebeutet hat, er hatte eine Geschäftsbeziehung. Dennoch ist seine Antwort zu einfach. Vielleicht hat er nicht aus Hass auf Behinderte gehandelt. In jedem Fall hat er, wie alle, die von der Freak Show profitierten, Ableism und Rassismus zu seinem Vorteil genutzt. In vielerlei Hinsicht ähnelt

das dem Job von Prostituierten. Joanna Kadish schreibt: „Linke Klassenanalyse sieht Prostitution im Kontext von Kapitalismus (ein weiterer wirklich mieser Job), sie feiert die Frauen, die ihn überleben und dreht der moralisierenden Mittelschichts-Attitüde, die verurteilt ohne zu verstehen, eine Nase.“ Auch die Arbeit als Freak war ein mieser Job, oft der einzig verfügbare.

Der Niedergang der Freakshow

In der Blütezeit der Freakshow existierte das heutige medizinische Modell von Behinderung nicht.



Der Niedergang der Freak Show Anfang des 20. Jahrhunderts fiel mit der Medikalisierung von Behinderung zusammen. Als Mitleid und Diagnose auf den Plan traten, verschwanden Reiz und Geheimnis von Behinderung. Die Verächter der Freak Show nehmen an, dass die „bad old days“ - die schlechten alten Zeiten - wirklich schrecklich gewesen sein müssen. Ich bin da nicht so sicher.

Das Ende der Freakshow war das Ende einer bestimmten Beschäftigung für alle, die als Freaks arbeiteten. Für Behinderte war das Ende der Freakshow die Garantie für Arbeitslosigkeit. Otis Jordan, ein behinderter Afroamerikaner, trat in der Sutton Sideshow, der letzten verbliebenen Freakshow, als „Froschmann“ auf. 1984 wurde sein Auftritt auf der New York Statesfare (einem jährlich stattfindenden Volksfest) untersagt, nachdem es Beschwerden über die entwürdigende Zurschaustellung von Behinderten gab. „Was zur Hölle will sie (die Frau, die sich beschwert hatte) von mir? Dass ich ein Sozialfall werde?“, antwortete Otis darauf. Als Freak zu arbeiten mag ein mieser



Managerinnen ihrer Selbst: Daisy und Violet Hilton

Job gewesen sein, aber es war immerhin ein Job.

Freak Shows heute

Das Ende der Freakshow bedeutete nicht das Ende des Voyeurismus. Wir haben nur eine Form des Freakseins gegen eine andere eingetauscht. Man nehme das öffentliche Ausziehen von behinderten Kindern. Sie müssen sich vor Gruppen von ÄrztInnen und MedizinstudentInnen bis auf die Unterwäsche entblößen. Die ÄrztInnen lassen das Kind hin und her laufen, drücken seine Muskeln, analysieren seine Gangart, messen seine Schritte und die Beugung des Rückens. Sie machen Notizen und sprechen untereinander darüber, welche Operationen und Behandlungen sie empfehlen.

Freak-Shows spielen sich heute in Krankenhäusern ab, in Spendenkampagnen, wenn Geld aus Mitleid gemolken wird. Freaksein wird in Heimen gemacht, in denen Behinderte und Alte gegen ihren Willen leben. Es lauert an Bushaltestellen, auf Spielplätzen und in Restaurants. Es geschieht, wenn Nichtbehinderte glotzen und dabei so tun, als schauten sie weg. Die Freak Show geschieht ständig, ohne dass wir dafür bezahlt werden. Über die heutigen Freakshows haben wir keine Kontrolle mehr. Die Darstellung von Behinderung wird von Medizin und Wohltätig-

keitsindustrie kontrolliert. Zumindest war es so, bis die Behindertenrechtsbewegung auf den Plan trat.

Pride

Sie schuf eine neue Definition von Selbstbestimmung, bot Unterstützung und arbeitete als Interessenvertretung. Sie war die Kraft, die das Freaksein zurückeroberte und dafür sorgte, dass behinderte Menschen im Mittelpunkt stehen, wenn es darum geht Behinderung zu definieren. Pride (im Deutschen: Stolz bzw. Würde, Selbstbewusstsein) ist ein wichtiger Teil davon. Ohne Selbstbewusstsein ist es viel wahrscheinlicher, dass Behinderte die Gegebenheiten einer ableistischen Gesellschaft akzeptieren: Erwerbslosigkeit, Armut, Absonderung und mangelhafte Ausbildung, jahrelang in Heimen weggesperrt zu werden, Gewalt durch Betreuende und Ausgrenzung zu erfahren. Ohne Selbstbewusstsein wird Widerstand gegen Unterdrückung nahezu unmöglich. Aber: Disability-Pride, Selbstbewusstsein behinderter Menschen, ist nicht so einfach zu schaffen. Behinderung ist in der Isolation verwurzelt, in Scham getränkt und in Schweigen gehüllt.

Als ich 1969 in der hintersten Provinz Oregons nach einem langen Kampf mit der Schulverwaltung, die mich in eine Sonderschulklasse stecken wollte, in die Regelklasse eingeschult wurde, gelang das nur, weil ich beim IQ-Test



Kleine Leute mit großem Vermögen: Charles Stratton (Mitte) und Lavinia Warren (rechts)

gut abschnitt, weil mein Vater den Direktor kannte und der Grundschullehrer sich für mich einsetzte. Ab Mitte der Achtziger Jahre war die gemeinsame Beschulung selbst in kleinen Gemeinden keine Seltenheit mehr. Aber 1969 war ich der erste. Niemand, wusste wie man mir umgehen sollte. Deshalb ignorierten alle meine Behinderung. Wenn ich einen Test nicht in der vorgeschriebenen Zeit beenden konnte, bestanden meine Lehrer darauf, dass ich ihn unvollendet abgab. Wenn ich als Idiotin, Affe, Depp bezeichnet wurde, unterstützte mich niemand. Ich wurde zur Außenseiterin. Zur Wehr setzen musste mich ohne Hilfe von Erwachsenen. Von den Förderkindern in der Schule distanzierte ich mich so weit wie möglich. Ich wollte „normal“ sein, als nichtbehindert durchgehen, obwohl es unmöglich war, meine zitternden Hände und mein Nuscheln zu übersehen.

Mary Walls kam in der vierten Klasse zu uns. Sie hatte Hörgeräte für beide Ohren, wir gingen zum gleichen Logopäden. Heute wünsche ich, wir wären Freundinnen geworden, stattdessen wurden wir Feindinnen. Mary war darauf angewiesen, Lippen zu lesen. Die Cerebralparese beeinflusst meine Sprache, meine Lippen sind kaum zu lesen. Sie machte sich vermutlich aus Frustration über mich lustig und ich jagte sie wie kaum einen meiner anderen Peiniger. Heute verstehe ich diese „horizontale Feindschaft“: Schwule und Lesben, die Bisexuelle verachten; Transsexuelle, die Drag Queens ablehnen; ArbeiterInnen, die auf Arme herabschauen.

„Pride“ arbeitet gegen diese verinnerlichte Unterdrückung. Selbsthass in „Pride“ zu verwandeln ist eine wesentliche Form des Widerstands. Manchmal können die Worte

des Hasses und der Gewalt neutralisiert oder in selbstbewusste Bezeichnungen verwandelt werden. Den Peiniger, der „Krüppel“ ruft, und dem Schwulenhasser, der das Wort queer wie einen Knüppel schwingt, lässt sich entgegenhalten: „Ja, Du hast recht. Ich bin queer, ich bin ein Krüppel. So what?“ und damit die Macht derer untergraben, die uns am liebsten tot wüssten.

Um jeden Verdacht auszuräumen, ich glaube nicht, dass Lesben, bisexuelle, schwule und Transpersonen, die den Begriff „queer“ ablehnen, Behinderte die mit Krüppel nichts anfangen oder Schwarze, die „Nigger“ zurückweisen, in ihrer verinnerlichten Unterdrückung gefangen sind. Das wäre viel zu einfach. Trotzdem stelle ich mir die Frage: Was verstört MICH an dem Wort *Freak*?

Der Schatten der Freak Show

Auch wenn die Antwort auf die Frage nach dem Wort Freak nicht mit Selbsthass zu beantworten ist, muss ich den Blick meines Ichs bannen, - des Ich, das „normal“ sein will, des Kindes, das meinte, als nichtbehindert durchgehen zu sollen, des Krüppels, der sich immer noch dafür geniert, wie sich sein Körper bewegt. In den letzten zehn Jahren habe ich unter Behinderten Zorn und Subversion gelernt. Bisher bin ich nicht so weit, meine Cerebralparese selbstbewusst zu zeigen, obwohl das ein Mittel ist, das viele AktivistInnen nutzen. Sie sagen: „Ja verdammt, schau genau hin. Schau auf mein Humpeln, meinen zuckenden Körper, meine verkümmerten Beine. Höre auf die Gebärden, sprache meiner Hände, die Du noch nicht einmal verstehst. Sieh meine milchigen Augen, ich verstecke sie nicht länger hinter eine Sonnen-

brille. Obwohl Du mich jahrelang angegafft hast, hast Du mich nicht gesehen.“ Ist dies Zeigen das selbe wie *pride*? Jedes Mal, wenn ich Behinderte sich selbst Freak nennen höre, stoßen mein neu gewonnener Stolz und mein jahrzehntealter Selbsthass zusammen.

Für mich ist Freak mit heutigem Freaksein verbunden. Mit Angegafftwerden, das so häufig passiert, dass ich es nicht einmal mehr wahrnehme. Ich sehe sie nicht neugierig, verstört, ängstlich ihre Hälse nach meinen zitternden Händen und meinen ruckartigen Bewegungen verdrehen. Ich habe vor langer Zeit begonnen diese Übergriffe abzuwehren. Ich weiß nur, dass sie geschehen, weil mir meine FreundInnen davon erzählen. Ich weiß, dass mir diese Blicke in Fleisch und Blut übergegangen sind.

Das Wort Freak ist für mich außerdem von der schwierigen kollektiven Geschichte der Freak Shows überschattet. Mir gefällt die Vorstellung, dass Menschen einst Vorteil aus der Schaulust von Weißen und Nichtbehinderten gezogen haben, dass Behinderte Geld dafür bekamen, ihre Behinderung auszustellen und zu übertreiben. Andererseits hasse ich die Art und Weise, wie Freak Shows die Lügen über Behinderte und nichtbehinderte POC verstärkten. Verleugnen Behinderte, wenn sie sich heute als Freaks bezeichnen, diesen Teil der Geschichte? Indem man sie nur als Widerstandsgeschichte erzählt, wird an die Hilton Sisters oder an das behinderte Mädchen erinnert, dass während der Vorstellungen das Publikum beschimpfte. Was ist mit den anderen? Was ist mit Maximo und Barthola, den geistig behinderten Zwillingen, die als Kinder entführt und als Barbaren nackt zur Schau gestellt wurden. Was ist mit den nicht-

behinderten POC die einsam und fern ihrer Heimat in den Freak Shows starben? Wenn wir uns Freaks nennen, vergessen wir dann den Teil der Geschichte, der Erinnerung und nicht Stolz verlangt?

Ich erwarte keine Antwort. Egal ob ich mich Freak nenne oder nicht, ich habe viel mit Otis Jordan oder Daisy Hilton gemein. Ich möchte die Welt verändern, so dass nie wieder Anthropologen Lügen über die Körper von Maximo und Barthola verbreiten, dass nie wieder behinderte Kinder öffentlich ausgezogen werden. Egal wie wir uns nennen, wie wir unseren Selbsthass, unsere Scham, unsere Schweigen und unsere Isolation zerstören, das Ziel ist das gleiche: unsere alltägliche materielle Unterdrückung zu beenden. ■

Übersetzung: Stefan Gerbing

Eli Clare ist ein queerer Transmann, Lyriker, Schriftsteller und Aktivist mit Behinderung. Er hat viele Texte, Gedichte und zwei Bücher veröffentlicht: „Exile and Pride. Disability, Queerness and Liberation“ und „The Marrows Telling“ (Gedichtsammlung). Eli Clare lebt in Vermont auf dem Land. Wir veröffentlichen hier einen Ausschnitt aus „Exile and Pride“ (1999, South End Press, Seite 71ff). Mehr Informationen über Eli Clare unter: www.el Clare.com

Nachweise:

1 Der Begriff „pride“ ist schwer ins Deutsche zu übersetzen: „Stolz“ trifft die englische Bedeutung nicht ganz. Wir schlagen „Selbstbewusstsein“ vor.

2 Bogdan, Robert (1988): Freak show. Presenting human oddities for amusement and profit. Chicago, S. 136.

3 Kadi, Joanna (1996): Thinking class. Sketches from a cultural worker. Boston, S. 103.



Alle wollen Opfer sein aber nur einer kann SuperOpfer werden. Mondkalb stellt exklusiv die Kandidaten für „Deutschland sucht das SuperOpfer 2014“ vor. Lies selbst (wenn Du kannst), urteile selbst, vote selbst! Schick uns Dein „SuperOpfer 2014“ mit Begründung an: post@mondkalb-zeitung.de



Alice Schwarzer

Alice vergleicht sich gern mit den SuperOpfern der Jahre 1933-1945. Doch hat sie das Zeug die bisherigen Sternchen der Stars endlich abzulösen? Frauen- und Judenfrage haben viel gemein (Alice bei der Verleihung des Börnepreises 2008) und weil auch „die Frauen“ bereits ihren Genozid (Alice über Hexenverbrennungen) erlebt haben, liegt sie schon qua Geschlecht ganz weit vorn im Opferranking. Im Februar wurde sie Opfer des Finanzamts, das ihre arisierungsbzw. andronisierungsbedrohten Millionen in der Schweiz entdeckt und besteuert hatte. Und wer hat gepetzt? Die Prostitutionslobby, die die Nutten, weiter als SuperOpfer mit Alice teilen will! Arme, arme Alice!



Thilo Sarrazin

Thilo hat das Zeug zum SuperOpfer. Alle sind hinter ihm her: Die Kopftuchmädchenlobby, VertreterInnen der Polical-Correctness, die Armen, die Dummen, die Faulen. Sie verbieten Thilo den Mund. Er darf nicht sagen, was er „denkt“ ... und erreicht damit ein Millionenpublikum und Millionengewinne. Nach Adolf Hitler und Alice Schwarzer ist er der am besten verdienende SuperOpfer-Kandidat.



Der Führer (natürlich rechts im Bild)

Der Amerikaner kastriert den Führer bis heute mangels Umlaut zum Führer. Doch der Führer hat nicht nur Familienglück und Zeit mit Blondie für das tausendjährige Reich geopfert. Schon zu Lebzeiten war er auch superbedroht: nicht nur vom Bolschewismus, sondern auch vom Weltjudentum. Schließlich wurde er auch noch von einem Faschisten (links im Bild) verraten, was ihn total totalitarismustheroretisch zu einem Opfer des Stalinismus macht. (Noch mal Gauck fragen!) Folgt der Führer jetzt dem „einfachen Deutschen“ in der spektakulären Wandlung vom SuperTäter zum SuperOpfer?



Kevin Großkreutz

Der Name „Kevin“ wird von Lehrern und Personalchefs gnadenlos mit Verhaltensauffälligkeit assoziiert. Auch wenn in den USA ein Schwarzer Präsident werden kann, bei uns wird ein Kevin nicht mal Studienrat. Höchstens als Fußballer kann man sich die Rübe kopfbaltumb stoßen. Soll aber keiner sagen, man könne mit Kevin kein ernstes Gespräch führen. Ein solches hat der Sportdirektor von Borussia Dortmund nämlich angekündigt, nachdem Spieler Kevin nach verlorenem Spiel in die Hotellobby des Gegners gepisst hatte. Ein echtes SuperOpfer, dieser Kevin!



Peter Marx

Als NPD-Generalsekretär (hier auf einer NPD-Kundgebung gegen den Straßenstrich in Saarbrücken) hatte er mit vielen Kevins zu tun. Bedroht hat er sich aber wie jeder anständige Nazi eher von Ali, Mustafa und den Schwulen gefühlt. Die jedem homophoben Arsch eigene Penetrationsangst war gerechtfertigt! Jedoch kam die Gefahr aus unerwarteter Richtung. Marx wurde Opfer der Peniskuchen-Affäre. Die Süßspeise überreichte ihm eine heteronationale Pornodarstellerin, die sich vorm Verkehr allerdings den Ariernachweis nicht hatte zeigen lassen (Verdacht auf Rassenschande). Weil bei Nazis Kontaktschuld gilt, war nun auch Gourmant Marx bei den Nationalen unten durch. Und wenn man als Nazi noch fällt, dann ist man Deutschland ganz, ganz unten. Also da, wo Opfer wie Günni Wallraff sind.



Vampire

Sie sind als SuperOpfer-Kandidaten nur Außenseiter, denn sie machen die umgekehrte Entwicklung des Führers durch. Bei ihnen sind die Opfer von heute die Täter von morgen.



Krüppel

Waren nicht nur dem Führer sei Dank lange SuperOpfer. Anders als Kevin kommen sie vielleicht demnächst sogar aufs Gymnasium. Können sie ihren Status als SuperOpfer da noch halten?



Finn

Finn ist das neue Kevin.



Sebastian Edathy

Sebastian wurde aus Leidenschaft Opfer, bzw. er wurde Opfer seiner Leidenschaft. Als Politiker bekam er immer wieder den Satz zu hören: „Es muss doch mal einer an die Kinder denken!“ Später opferten ihn dann seine Parteifreunde mit dem Hinweis: „Aber doch bitte nicht so!“



Jesus von Nazareth

Lange Haare, Bart, Jesuslatschen – schon sein Aussehen macht ihn zum SuperOpfer. Zudem muss er ziemlich viel einstecken. „Was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan.“, heißt es in Matthäus 25, 40. Gedankt wird's ihm nicht. Erst hat ihn Judas (rechts im Bild) verraten und dann haben ihn die Juden, die schon den Führer so super bedroht haben, richtig gefickt bzw. ans Kreuz genagelt! Ein SuperOpfer vor dem Herrn eigentlich. Nicht so super: Es gibt ein Hindernis auf dem Weg zum SuperOpfer: Immer weniger Leute glauben an ihn.

Politisches Statement auf zwei Beinen

Schriftsteller Kenny Fries blickt kritisch auf Identitäten und kann doch nicht von ihnen lassen



Schwul, behindert und jüdisch: „Mein Mann nennt es meinen Nazi-Dreier“, sagt Fries und reißt den nächsten „schwarzen“ Witz über mangelnde Barrierefreiheit in Konzentrationslagern. Als der US-Amerikaner 1960 mit verdrehten und verkürzten Beinen geboren wurde, fiel seine Mutter in Ohnmacht und sein Vater lief schreiend durchs Krankenhaus: „Wir haben einen Freak bekommen!“ Als der Schock verdaut war, wurde ihr Sohn das erste behinderte Kind auf einer New Yorker Regelschule. Es folgten Literatur- und Theaterstudium, zahlreiche Essays, Gedichtbände, Theaterstücke und Anthologien. Momentan lebt Fries im kanadischen Toronto und unterrichtet Kreatives Schreiben. Sein aktuelles Buchprojekt führt ihn nach Deutschland. Für mondkalb wirft das einige Fragen auf.

mondkalb: Du schreibst oft autobiographisch. Wie wichtig ist Identität für deine Arbeit?

Kenny Fries: Anfangs habe ich bewusst über Identität geschrieben. In meinem ersten nicht-fiktionalen Buch „Body Remember“ ging es viel um sich überkreuzende Identitäten. Ich versuchte davon ausgehend auf etwas Größeres zu kommen, auf das Verhältnis von Körper und Erinnerung – was in meinem Fall eben damit zu tun hat, schwul, jüdisch und behindert zu sein. In meinen anderen Büchern spielt das eine nicht ganz so zentrale Rolle. Aber es ist da – schließlich schreibe ich von meinem Standpunkt aus. Ich schreibe über Darwin aus der Perspektive eines Menschen mit Behinderung. Ich schreibe über Japan, und darüber, wie meine Behinderung mein Verständnis von dem, was dort passiert, beeinflusst. In meinem aktuellen Buch komme ich wieder auf Identität zurück und schreibe von meinen Erfahrungen in Deutschland.

Unter diesen drei Identitäten stellst du

immer wieder Behinderung heraus. Ist die Identität „behindert“ deine Lieblingsidentität?

Es ist nie die Einzige. Ich sitze ja immer zwischen allen Stühlen. Wenn ich unter Behinderten bin, bin ich oft der Einzige, der schwul ist. Wenn ich unter Schwulen bin, sehe ich kaum mal jemanden mit Behinderung. Juden gibt es in den USA sehr viele, aber Leute wie ich tauchen da auch nicht so prominent auf. Interessanterweise wurde ich früher hauptsächlich als schwuler Schriftsteller gesehen. Mittlerweile werde ich eher als Schriftsteller mit Behinderung wahrgenommen. Aber ich selbst sehe mich einfach als Schriftsteller! Besonders in den USA wird jeder gleich in eine Nische gesteckt. Da es damals keine Behinderungs-Nische gab, steckte man mich in die schwule Nische. Für mich sind das alles Etiketten, die mir von außen gegeben werden. Die haben mit mir zu tun, aber sie definieren mich nicht.

Lass uns über Körper sprechen. Du hast gesagt, dass du in „Body Remember“ über die Beziehung zwischen Körper und Erinnerung schreibst. Was meinst du damit?

Viele meiner Erinnerungen werden durch Körperliches ausgelöst. Ich konnte zum Beispiel, als ich im College war, keine Freunde besuchen, die im Chemielaboratorium gearbeitet hatten. Mein Körper hat sofort extrem reagiert, weil mich der Geruch der Chemikalien unmittelbar auf die Erinnerungen an meine Krankenhausaufenthalte als Kind zurückgeworfen hat.

Wenn ich meine Narben anschau oder andere sie berühren, dann bringt das Erinnerungen an Zeiten, in denen ich operiert wurde. In einem meiner Gedichte wird das dann zur Metapher: „Was ist eine Narbe, wenn nicht

eine Wunde, die einst offen war“.

Wie kam es, dass du für deine neue Buchreihe ausgerechnet nach Deutschland gegangen bist?

Als ich mein Visum bekam, hat mein Vater auch ungläubig gefragt: Wie, die lassen DICH rein? (Lacht.) Ein Grund, warum ich nach Berlin kommen wollte, war genau dieses Thema: Erinnerung. Hier gibt es so viel Erinnerung und Gedenken, nicht nur an die NS-Zeit, sondern auch an die DDR. Ich interessiere mich für Gesellschaften, die sich nach Zerstörung, nach einem Krieg, neu erfinden wollen. Was wird erinnert, was nicht, was wird verwischt, was verschwiegen, was wird abgerissen?

Früher habe ich, wenn ich Deutsche kennenlernte, mich immer als erstes gefragt: „Was haben deren Eltern und Großeltern im Dritten Reich, was haben sie im Krieg gemacht?“ Diese Fragen sind noch da, aber sie stehen nicht mehr im Vordergrund. Ich finde es vor allem interessant, wenn die Deutschen mit dem Thema anfangen. Meine Frage ist: Wie ist es für behinderte Menschen in einem Land zu leben, in dessen Geschichte sie als überflüssig galten? Ich habe eine meiner behinderten Interviewpartnerinnen gefragt, wann sie das erste Mal vom T4-Programm und der Euthanasie an behinderten Menschen in der NS-Zeit gehört und was sie dabei gedacht habe. Sie sagte, ihr habe das einen Anstoß gegeben, für ihre Rechte zu kämpfen. Auch ich erlebe auf der Straße manchmal Blicke, die mir wie Feindseligkeit, wie einen Wunsch nach Vernichtung vorkommen. Manche Leute mit Behinderung haben mir erzählt, dass ihnen gesagt wird: „Früher wärest du vergast worden“.

Du warst in verschiedenen identitätspolitischen Bewegungen aktiv. Für welche Identität ist es am einfachsten zu kämpfen?

Das Jude-Sein war immer am einfachsten. Ich bin in New York aufgewachsen, wo um mich herum sehr viele Leute jüdisch waren, das war meine Community. Die Beschäftigung mit dem Schwul-Sein war unausweichlich. Ich musste mich mit mir als sexuellem Wesen auseinandersetzen. Mit meiner Behinderung hab ich mich erst nach meinem Coming Out beschäftigt. Bis vor vier Jahren habe ich keinen Rollstuhl, bis ich 28 war, nie einen Gehstock benutzt. Ich konnte ein paar Sachen nicht machen, aber das fand ich nicht schlimm. Obwohl ich kleinwüchsig bin, habe ich mich nie behindert gefühlt. Ich hab natürlich alle abwertenden Botschaften der Gesellschaft internalisiert: von Ärzten, von meiner Familie, von meinem Bruder. Aber erst als ich aufs College ging, wurde mir das richtig klar. Die schwule Szene hingegen ist besessen von Aussehen und Attraktivität. Mein Ausgleich war dann immer, nett und schlau zu sein und den anderen zu gefallen, sie zu unterhalten. Die Behinderung aus dem Fokus der Aufmerksamkeit zu holen.

Gehst du zum Christopher Street Day oder auf andere Pride Parades?

Ich mochte Pride Parades nie besonders. Ich bin nicht gerade jemand, der auf die Barrikaden geht oder Unterschriften sammelt. Meine politische Aktion ist, überall da zu sein, wo jemand wie ich den normalen Ablauf durcheinander bringt – ob das nun eine Bank, die Uni, ein Toilettenraum, eine schwule Bar oder

was auch immer ist. Ich bin so eine Art politisches Statment auf zwei Beinen, auch wenn ich mir dessen nicht immer bewusst bin.

Ich weiß, dass Pride Parade wichtig sind, ihre Kehrseite ist die Scham. Sie scheinen mir aber eine Art Überkompensation zu sein. Als ich jung war, bin ich hingegangen, aber mittlerweile interessieren sie mich nicht mehr. Die Paraden waren für mich eher eine Party, als dass ich mich da mit meiner Scham auseinandergesetzt hätte. Scham verschwindet nie ganz. Es ist eher so, dass man irgendwann vielleicht mehr Kontrolle über sie hat. Ich erlebe immer noch viele unangenehme Situationen, aber jetzt bin ich mir viel bewusster, worum es da geht, was da passiert.

Disability Pride Parades sind ja umstritten. Leute sagen: „Behinderungen bedeuten auch Leiden, das kann man doch nicht feiern.“ Kann man auf Behinderte stolz sein?

Das ist eine schräge Kritik. Nicht die Behinderung ist das Problem. Nur weil man eine stolze, selbstbewusste Haltung dazu hat, heißt das nicht, dass man sich über Leiden und Schmerzen freut. Es gibt schließlich viele Wege, mit Schmerz umzugehen. Warum sollte man überhaupt auf irgendwas stolz sein? Ich habe schon lange mit Depressionen zu kämpfen und nehme seit Jahrzehnten Medikamente dagegen. Bin ich stolz darauf, Depressionen zu haben? Natürlich nicht. Aber die Depression ist ein Teil von mir. Ich kann diesen Teil nicht aus mir heraus nehmen. Wer entscheidet, welcher Teil einer Persönlichkeit wichtig für einen ist und welcher nicht? Leute sagen, es ist cool, Motorrad zu fahren, aber nicht cool, Rollstuhl zu fahren. Wer entscheidet das?

Bei den Disability Pride Parades wird auch eine „Disability Culture“ gefeiert, eine Kultur der Behinderung. Auch da wenden Leute ein: „Eine lesbische und schwule Kultur, das kann man verstehen, die finden zum Beispiel auf den Parties Partner_innen. Aber eine Kultur behinderter Menschen? Dafür sind die doch alle viel zu verschieden ...“

Mir ist eine Kultur von Behinderung sehr wichtig. Ich denke, ich arbeite mit meinen Büchern auch daran mit. Ich glaube, dass es eine Menge gibt, was behinderte Menschen verbindet. Leider sind das größtenteils Dinge, die mit ihrer Unterdrückung und Ausgrenzung zu tun haben, mit den Barrieren, die ihnen gegenüber stehen. Aber ist das nicht dasselbe wie bei anderen „Minderheitenkulturen?“ Ja, wir haben kein eigenes Essen, wir sprechen auch nicht eine andere Sprache. Aber wir behinderten Menschen teilen gemeinsame Erfahrungen. Auch wenn diese nur darin bestehen, dass wir alle an etwas gemessen werden, das wir nicht sind. ■

Das Interview führte Rebecca Maskos.

Bücher von Kenny Fries:
The History of My Shoes and the Evolution of Darwin's Theory (2007)
Body, Remember: A Memoir (1997)
Staring Back: The Disability Experience from the Inside Out (1997)
Desert Walking: Poems (2000)
Anesthesia: Poems (1996)

Schwerbehindert forever

Von Rebecca Maskos

03/2014. Jahrelang hatten mich dieser Monat und diese Jahreszahl begleitet. Sie stand direkt über meinem Passfoto. Darauf ich: Spitzes Kinn, schüchternes Lächeln, siebzehn, Dauerwelle. Darunter meine krakelige Teenager-Unterschrift. Damals, Anfang der 90er, als ich den Ausweis bekam, da hatte dieses Jahr – 2014 – einen irrationalen Klang. 2014, das war abstrakte Zukunft. Das würde eine Zeit sein, in der vielleicht Autos fliegen können, alle Tiere ausgestorben sein und die Menschen Astronauten-nahrung essen würden. März 2014. Das würde die Zeitspanne sein, in der mein Schwerbehin-

den, das Letzte was mir geblieben wäre? Die Jahre vergingen. Der Gedanke an den März 2014 war wie eine Nebelbank, die langsam auf mich zuwaberte. Lange schob ich den Gedanken erfolgreich beiseite. Doch ich musste ich mich der Realität stellen. Ich konnte nicht länger blind sein für das drohende Ende meiner Hilflosigkeit.

Ich muss also aufs Amt. Genauer: Aufs Landesamt für Gesundheit und Soziales, Abteilung Versorgungsamt. Am anderen Ende der Stadt. Ich stelle das Auto auf dem für meinesgleichen vorgesehenen Parkplatz ab und nähere ich

gnation und Unheil. Er blickt kurz auf und sagt: Gehnse in den Warteraum. Stumm schiebt er mir eine Wartenummer zu. Auf Kopfhöhe mit der Unterkante der Scheibe tastet meine Hand zögernd vor und ergreift den Zettel. Nummer 2331, Raum 2.

Angekommen im Saal der Versehrten, Elenden und Beladenen. Rechts ein Buckliger mit seiner Frau, links zwei gebärdende Freundinnen. Eine Mutter mit ihrem einbeinigen Kind, das laut vor sich hin plappert. Eine zauselige Alte in schrillen Mantel, mit sich selbst sprechend. Ein Mann im Sportrolli mit gegeltem Haar, starrt abwesend auf den Boden. Ab und zu kippelt er nach hinten. Laut fiepen die Hörgeräte des alten Mannes zu meiner Linken. Er kaut eine Schrippe, schön dick mit Zwiebelmett belegt.

ner Beine geprüft. Oder meine Armkraft getestet. Vielleicht käme ein stramm gescheitelter Arzt im weißem Kittel aus dem Nebenzimmer und würde mich mit schneidender Stimme aufordern, meinen Rollstuhl zu verlassen. Nicht länger zu simulieren, aufzustehen und zu laufen. Was das alles den Steuerzahler kostet, dass ich hier unablässig eine aG vortäusche. Auf einmal geht alles ganz schnell. Die Digitalanzeige springt auf 2331. Jetzt bin ich dran. Hinter der Tür zu Raum 2 steht ein großer Schreibtisch. Dahinter sitzt eine kleine Frau. Sie hat kurze graue Haare, eine Halbbrille und eine schlichten dunkelblauen Wollpullover an. Wortlos lässt sie es zu, dass ich den Stuhl vor ihrem Tisch beiseite schiebe und ihr gegenüber mich und meinen Rolli parke. „Ich, ähm. Wie soll ich es sagen. Ich möchte meine Schwerbehinderung verlängern. Also ich meine, meinen Ausweis“, stottere ich. Wieder wortlos und quälend langsam reicht sie ihre Hand hinüber und nimmt meinen alten Ausweis entgegen. Blickt auf das Siebzehnjährigenlächeln und die Krakelunterschrift.

„Haben Sie ein Passfoto dabei“ sagt sie tonlos. Ich reiche ihr ein neueres Foto von mir. Also, eigentlich ist das auch schon ein paar Jahre alt. Aber da habe ich weniger Falten als jetzt. Stoisch zieht sie eine Schublade auf, nimmt ein neues grün-oranges Ausweispapier heraus. Sie legt es in ihren Drucker und lässt es kurz durchlaufen. „Das ist jetzt noch das alte Ausweisformat. Das Scheckkartenformat haben wir grad noch nicht“, schnarrt sie. Ihre Stimme klingt roboterhaft, monoton. Dann legt sie mein Passbild auf das Ausweispapier und drückt zwei Nieten hinein, eine rechts oben, eine links unten. Sie greift sich einen Stempel. Überraschend dynamisch knallt sie ihn mehrfach auf den Ausweis. Dreht in um und stempelt die Merkzeichen drauf. Alle! Dann nimmt sie den letzten Stempel, einen ganz großen. Ich ahne es schon, frohlocke. Es ist der magische Stempel.

In großen schwarzen Lettern drückt sie auf die rechte obere Ausweisecke das erlauchte Wort: Unbefristet. Ich kann es kaum fassen. Kein Weißkittel, kein Gutachter. Keine Fragen, keine Tests. Einfach nur ein Stempel. Die Frau mit der Roboterstimme hat es gleich erkannt: Die wird nicht mehr. Der hilft kein Doktor und keine Therapie. Keine Beinschienen und OPs.

Größer wird sie nicht. Rumlaufen tut sie in diesem Leben auch nicht mehr. Bei der ist Hopfen und Malz verloren. Sieht ja ein Blinder mit Krückstock. Die kann man auch gleich entfristen.

Mit zittrigen Händen nehme ich mein neues Dokument entgegen. Begeisterung und Ehrfurcht teilen sich eine Gondel in meiner emotionalen Achterbahnfahrt. Diesen Ausweis werde ich lebenslang besitzen! Der einzige, der lebenslang gültig ist! Und bis zu meinem Ableben wird da ein Foto von mir als 32 jährige drin sein. Na sagen wir 35 jährige.

Ich bin und bleibe schwer-behindert. Unfassbar. Ich würde der Frau am liebsten um den Hals fallen. Doch ihren müden Augen blicken leer, ausdruckslos. Ich verabschiede mich würdevoll und unauffällig, wie es sich für Mitglieder meines Standes ziemt. ■



derenausweis abläuft.

Drehte ich den Ausweis um, blickte ich auf alle Insignien des Schwerbehindertenausweises. Ich hatte sie alle, die Merkzeichen, eingestempelt auf der Rückseite: Das „G“ und das „aG“. „G“ – das heißt Gehbehinderung. „aG“ ist noch dicker, das ist die außergewöhnliche Gehbehinderung. Und nicht nur das – ich hatte auch noch das „H“ - das steht für „hilfflos“. Und das magische „B“ - „Die Berechtigung zur Mitnahme einer Begleitperson ist nachgewiesen“. Als Sahnehäubchen gab es obendrauf noch das „RF“ - die Befreiung von den Rundfunkgebühren – oder, ich zitiere aus dem Beiblatt: „Der Ausweisinhaber erfüllt die gesundheitlichen Voraussetzungen für die Befreiung von der Rundfunkgebührenpflicht oder für die Gebührenermäßigung beim Fernsprechnetzanschluss“. Ich hatte alles erreicht, was man im Schwerbehindertenbusiness erreichen konnte. Und mit 100 Prozent Schwerbehinderung war ich einfach nicht zu toppen.

Bis zum März 2014. Das Datum hing wie ein Damoklesschwert über meiner alimentierten Luxus-Existenz. Bis dahin würde ich in Saus und Braus leben, immer schön billig ins Kino gehen, Leute umsonst in Konzertsäle und in die Großraumwagen der Deutschen Bahn einschleusen, Bus fahren für lau. Bis dahin würde ich die versehrte Made im Speck des deutschen Sozialstaats sein.

Was würde nach dem März 2014 kommen? Würde man mir alle meine Privilegien entziehen? Würde ich auf einmal gleichbehandelt werden? Oder schlimmer noch: Würde mir vielleicht sogar meine Schwerbehinderung genommen wer-

mich dem alten, würdevollen Gebäude. Hier soll sich mein Schicksal entscheiden.

Natürlich rolle ich nicht durch denselben Eingang wie der Pöbel. Ich habe den abgelegenen Schwerbehinderteneingang nur für mich. In der Halle des Amtspalastes angekommen, schlägt mir der übliche Geruch aus Putzmitteln, Staub, Bohnerwachs und menschlichen Dünsten entgegen. Hinter einer Scheibe sitzt ein Portier. Aus seinem Gesicht spricht Resi-

Wie hypnotisiert fixiere ich die digitale Anzeigentafel. Nummer 2327. Es bleibt mir nicht mehr viel Zeit bis zum Gang nach Canossa. Was würde in der Amtsstube auf mich warten? Vielleicht würde mein Ausweis eingezogen. Vielleicht würde ich degradiert werden – von „schwerbehindert“ auf das minderwertige „behindert“. Vielleicht würden meine Gliedmaßen vermessen. Oder mein Schädel. Die Funktion mei-



Kunst & Opfer

Otto Dix' malte „Dirne und Kriegsverletzter“ 1923. Er zeigt die Hure durch Syphiliswunden gezeichnet und den Krüppel versehrt durch Granatsplitter des Ersten Weltkriegs. Was sie auf dem Bild zusammenbringt? Nicht, was IHR denkt. Opfer sind sie! Dix machte das deutlich, indem er das Bild umbenannte: „Zwei Opfer des Kapitalismus.“

Werwölfe als chronisch Kranke

Vor über einem Jahrzehnt endete in den USA nach 144 Episoden *Buffy the Vampire Slayer*

Von Michael Zander

„TV-Serien sind der neue Roman“, titelte am DRadio Wissen mit Blick auf aktuelle Fernsehproduktionen wie Breaking Bad, Mad Men oder True Blood. Gemeint war, dass hier komplexe Geschichten erzählt werden, deren Spannungsbögen sich über mehrere Folgen oder gar Staffeln erstrecken und dadurch das Publikum fesseln. Eine Pionierin dieses Formats war Buffy the Vampire Slayer (BtVS), die in den USA 1997 startete und 2003 mit der siebten Staffel endete. Die Serie war auch in Deutschland ein Erfolg, obwohl Übersetzung und Synchronisation sehr schlecht waren und das Original auf „Comedy“ reduzierten. Das Problem fängt schon beim deutschen Titel an: „Buffy – im Bann der Dämonen“. Diese „Eindeutschung“, schreibt der Autor Dietmar Dath in seinem Buch über die Serie, setzt die Heldin ins Passiv und zerstört „nichts Geringeres als den Grundton des Werks“, den Gegensatz zwischen dem „albernen Mädchenvornamen“ und der „ehrwürdigen Vokabel ‚Slayer‘ für jemanden, der etwas töt schlägt.“

BtVS ist zunächst eine Parodie des Vampir-Genres. Buffy Summers (Sarah Michelle Gellar) lebt in der fiktiven kalifornischen Kleinstadt Sunnydale und sieht in der ersten Folge als blonde Siebzehnjährige so aus wie die Mädchen, die in konventionellen Horrorfilmen vor Angst schreien und als erste von Monstern getötet werden. Aber Buffy führt ein geheimes Doppelleben als vorerst einzige Vampir- und Dämonenschlächterin, die auch kreischende Männer davor rettet, das Blut aus dem Leib gesaugt zu bekommen oder verspeist zu werden. Unterstützt wird sie dabei von ihrem „Watcher“, dem Schulbibliothekar Rupert Giles (Anthony Stewart Head) und ihren Freunden Willow Rosenberg (Alyson Hannigan) und Xander Harris (Nicholas Brendon). Die Grundidee der

ersten drei Staffeln besteht darin, die Schulzeit als Horror zu zeigen. Sunnydale ist nicht umsonst auf dem „Höllenschlund“ (hellmouth) erbaut. Soziale und psychologische Phänomene präsentiert BtVS in mystischer, also verfremdeter Version: Jugendliche, die in der Schule unpopulär sind, werden buchstäblich unsichtbar, was für die Betroffenen keine Fähigkeit, sondern eine Last ist („Out of sight, out of mind“). Eine Dämonin hetzt Schülerinnen und Schülern wie in einer ungewollten Schwangerschaft ihre bössartigen Nachkommen an („Bad Eggs“). Als Evangelikale verkleidete Dämonen entführen obdachlose Jugendliche an einen der Hölle ähnlichen Ort; der entpuppt sich als eine Mischung aus unterirdischer Fabrik und Konzentrationslager, wo das Leben schneller vergeht und wo Menschen jahrzehntelang ausgebeutet werden, ehe die Aufseher sie alt, gebrochen und verwirrt wieder an die Oberfläche entlassen („Anne“). „Das Unwirkliche“, heißt es bei Dath über BtVS, „überrumpelt nicht mit Unbekanntem, sondern es erinnert (...) an etwas, bei dem man lieber nicht dabei gewesen wäre, das man aber erlebt hat.“ Der Horror und das Pathos des Genres werden allerdings regelmäßig gebrochen durch Humor, etwa wenn Willow die Frage aufwirft, wie männliche Vampire sich rasieren, wenn sie doch kein Spiegelbild werfen.

Schauspielerinnen, Figuren und Geschichten werden im Lauf der Serie erwachsen und vielseitiger. Wiederkehrende Themen sind Normabweichung und Ausgrenzung. Willows erster Freund, der in sich ruhende Oz (Seth Green), entdeckt, dass er sich bei Vollmond in einen Werwolf verwandelt. Angesichts dieses Anfallsleidens sprechen seine Freunde darü-

ber als „his condition“. Willow macht Oz eine Liebeserklärung: „Du bist nett, witzig und du rauchst nicht. Na gut, du bist ein Werwolf, aber das ist ja nicht die ganze Zeit. Es gibt drei Tage im Monat, an denen ist auch mit mir nicht zu spaßen“ („Phases“). Tara Maclay (Amber Benson), Oz' Nachfolgerin an der Seite Willows, wird von ihrer konservativen Familie in dem Glauben erzogen, sie habe etwas Dämonisches in sich, weshalb sie unsicher ist und Angst hat, ihre Freunde könnten ihre „wahre Natur“ entdecken („Family“). Buffy vergiftet sich im Kampf mit einem Monster an einem Halluzinogen; in einer Parallelhandlung ist sie danach Patientin in einer Psychiatrie und bekommt Wahnvorstellungen diagnostiziert („Normal Again“). Die ganze BtVS-Welt existiere nur in ihrer Fantasie, sagt der Psychiater und versucht sie davon zu überzeugen, indem er auf die Unwahrscheinlichkeit und logischen Ungereimtheiten in den Geschichten hinweist. Buffy entscheidet sich für ihre Existenz als Slayer, aber was wahr ist, lässt die Folge in verstörender Weise offen.

BtVS ist ohne Zweifel eine feministische Serie, denn sie handelt von weiblichem Widerstand gegen Herrschaft. Männer werden in ihr zwar respektiert und manchmal auch begehrt, aber sie sind eher Figuren der zweiten Reihe und die Heldinnen sind nicht von ihnen abhängig. Dass nur Mädchen oder Frauen Slayer sein können, ist eine Selbstverständlichkeit. Der BtVS-Feminismus kann sich Lässigkeit leisten, weil er in Gestalt seiner Protagonistinnen schon gesiegt hat. Da die Verhältnisse aber doch noch männlich dominiert und politische Bewegungen schwach sind, benötigen Buffy, Willow und Tara übernatürliche Kräfte, um sich im Kampf zu behaupten. Die gesellschaftlichen Realitäten schlugen sich auch in

den Produktionsbedingungen der Serie nieder. So stieß das Autorenteam bei der Darstellung der Beziehung von Willow und Tara an die Grenzen der Zensur. Eindeutig sexuelle Situationen konnten erst gezeigt werden, nachdem man sich von Warner Brothers getrennt hatte.

BtVS-Erfinder Joss Whedon wird häufig darauf angesprochen, wie er so gute Frauenrollen schreiben könne. „Wenn Sie meine Mutter kennengelernt hätten, würden Sie das nicht fragen“, erklärte er einmal; Whedon ist Sohn Feministin Lee Stearns (1936-1992). Auch jenseits von BtVS meldete er sich politisch zu Wort: In einer Satire warnte er vor einer Zombie-Apokalypse im Falle der US-Präsidentschaft des Republikaners Mitt Romney. Dieser Sorge für Rückschritt in der Gesundheitsversorgung, dem Bildungssystem, sozialer Sicherheit und reproduktiven Rechten; dies garantiere Armut, Arbeitslosigkeit, Krankheiten und Unruhen – „all crucial elements in creating a nightmare zombie wasteland.“ Der Kapitalismus zerstöre sich selbst, die USA verwandelten sich in ein „Land der Leibeigenen“. Auf die Frage, ob er für Sozialismus sei, antwortete er, wenn Menschen Strukturen errichteten und verteidigten, die der Mittel- und Arbeiterklasse helfen, würden sie als Sozialisten bezeichnet.

Die 144. und letzte BtVS-Folge „Chosen“ vom 20. Mai 2003 endet mit einem großen Showdown und damit, dass jedes Mädchen und jede Frau, die sich dazu berufen fühlt, Slayer werden und sich gegen Monster verschiedener Art erheben kann. Wie bei jedem guten Roman ist man dennoch ein wenig melancholisch, weil die Geschichte nun vorbei ist. Man möchte wieder von vorn anfangen. ■

Keine Rezension

Von Marleen

Der Versuch, als Hure und langjährige EMMA-Leserin über das von Alice Schwarzer herausgegebene Buch „Prostitution ein deutscher Skandal. Wie konnten wir zum Paradies der Frauenhändler werden?“ zu schreiben.

Auf Welch eine masochistische Tortour hab ich mich nur am Abend des 14. November letzten Jahres eingelassen, als ich Matthias eine Rezension für das Mondkalb zusagte! An diesem Tag stellte Alice Schwarzer das von ihr herausgegebene Buch „Prostitution ein deutscher Skandal.“ in der Urania in Berlin vor.

Von wegen Buchvorstellung! Es fand kaum Erwähnung. Hingegen konzentrierte sich Schwarzer auf ihre Mitstreiter_innen, die zusammen mit ihr gegen Prostitution und Prostituierte hetzten. Die meisten Besucher_innen hatten, auch wenn sie die polemische und populistische Art der Herausgeberin kannten, doch etwas anderes erwartet – eben eine Lesung und Diskussion.

Wir wollten diese Hetze nicht unwidersprochen lassen. Wir, das sind etwa 40 Prostituierte, Betreiber_innen, Sozialarbeiter_innen, Sympathisant_innen und Kund_innen. Danach hatten sich die meisten der Aktivist_innen noch auf Bier und Wein getroffen, um Bilanz zu ziehen, was die vor dem Eingang der Urania verteilten Flyer und das Transparent mit dem Spruch „Mein Beruf gehört mir“ gebracht hatten, das vier Frauen kurzzeitig im Saal entrollen konnten, die aufgespannten roten Schirme, der nackte Arsch auf der Bühne, die Diskussionsbeiträge und Pfiffe.

Ich hatte das Buch dabei, das ich als Rezensionsexemplar bestellt hatte. Denn selbst als langjährige EMMA-Leserin ist meine Motivation als Hure nicht gerade hoch, für meine Diffamierung auch noch zu zahlen. Matthias sah es und fragte mich nach einer Rezension.

Nun musste ich mich durch die 322 Seiten mit Texten und Fotos kämpfen – meist in der U-Bahn. Für die Badewanne oder das Bett, in denen ich normalerweise meine Bücher zu lesen pflege, war mir dieses zu eklig. Die BILD würd ich da ja auch nicht mit reinnehmen wollen, weil ich sofort die Wäsche bzw. das Wasser wechseln müsste. In der U-Bahn hab ich immer tunlichst versucht zu verbergen, welchen Schund ich grad konsumiere. Erstens kam mir in diesem Fall kostenlose Werbung nicht in die Tüte. Außerdem hab ich mich, zweitens, echt geschämt. Die ganze Zeit musste ich mich fragen, ob die Leute, die mir vielleicht grade über die Schulter blinzeln oder einen Blick aufs Cover erhascht haben, mich entweder abschätzig beurteilen, weil sie mich als Prostitutionsgegnerin identifizieren – das würde ich zugegebenermaßen selber mit allen machen, die so etwas in der Öffentlichkeit lesen –, oder aber Schwarzer und ihren ‚SchergInnen‘ glauben und sich dadurch bestätigt fühlen. Bei beiden Befürchtungen bestand keine Möglichkeit zum Handeln, musste ich doch, der Diskretion der Öffentlichkeit unterworfen, darauf verzichten, meine Meinung vorsorglich laut kund zu tun.

Und dabei hat Schwarzer doch eines mit ihren verhassten Zuhältern und den durch die Bank ach so bösen Bordellbesitzern gemein: Sie verdient gut am Leid meiner Kolleg_innen. Nur läuft bei ihr die Werbung nicht über „ohne Kon-

dom“, sondern über 90 Berühmtheiten, die ihre Namen und Köpfe kopflos hergaben, getragen wird. Was sonst als Gewinnstreben sollte sie veranlasst haben, 27 Artikel noch einmal gesammelt herauszugeben, von denen mindestens 24 schon vorher (und mindestens einer hinterher) in der EMMA veröffentlicht wurden?

Doch selbst wenn als Motive ausschließlich Aufklärungswille und Missionseifer voraussetzen wollte, brauche ich über den Inhalt des Buchs kein Wort verlieren. Die Schwäche der Argumente und die Ignoranz gegenüber der Realität von Prostituierten und Freiern haben vor mir schon andere ausreichend entlarvt. Selbst für Prostitutionsgegner_innen bleibt es – der Machart geschuldet – nicht mehr als ein Hort an Anekdoten. Es werden Zahlen, Statistiken und Untersuchungen aufgeführt – die meisten jedoch unüberprüfbar. Auch den Gutwilligsten fällt auf, dass die genannten Werte häufig im Buch voneinander abweichen. Noch mehr dürfte die Dreistigkeit ins Auge fallen, acht Texte ohne Autor_in abzudrucken. Haben sich da Geister ans Schreiben gemacht, die lieber anonym bleiben wollten, um für ihre journalistisch unsaubere Arbeit keinen Ärger zu bekommen?

Tatsächlich finden sich auch noch drei gute Texte in dem Buch. Die sind eher historisch relevant. Ihretwegen dieses Machwerk zu lesen, ist unverhältnismäßig. ■

<http://coursane.de/de/marleen.php>

Heterosexuelles Coming-Out

Von Christian T.A.B. von Hetero-Weißenburg und Frollein Gepunkt



Coming Out der einen ist das Coming In des anderen: Der Zungenkuss. Ob Homo- oder Hetero, ist in diesem Fall nicht überliefert.

Knutsch! Einer dieser typischen Berliner Solipartys. Ein kahler Keller, brummende Bassboxen, stickige Luft, verschwitzte Leiber. Und nochmal: Knutsch! Zwei küssen sich in einer Nische am Rand der Tanzfläche. Eine Frau und ein Mann ... und du bist schockiert! Musst wegschauen. Luftholen!

Du kennst die beiden schon seit Jahren. Eigentlich seid ihr zusammen ... also zusammen in einer Politgruppe. Also fast verheiratet: wöchentliche Gruppentreffen, Demos, gemeinsame Aktionen. Du dachtest immer, der Mann sei schwul und die Frau lesbisch oder halt bisexuell oder queer oder so ähnlich und jetzt erfährst du auf diese Art, auf dieser Party, dass sie zusammen sind. Heterosexuelles Coming-Out sozusagen. Und du fragst dich, was dich daran so verstört.

Ihr seid eine „queerfeministische Gruppe“. Ihr habt Euch die Köpfe darüber heiß geredet, warum Heterosexualität — also Liebe, Sex und Trallala zwischen Frauen und Männern — in der Gesellschaft als „normal“ gilt. Warum Menschen immer Frauen oder Männer sein müssen? Warum Frauen auf Männer stehen sollen und umgekehrt? Und ihr habt zusammen davon geträumt, wie das alles ganz anders sein könnte, sein sollte. Noch einmal schaust du zu ihnen hinüber. Sie sehen dich nicht. Zärtlich flüstert sie ihm ins Ohr und streicht sanft über die Spange in seinem braunen, seitlich gescheitelten Haar.

Ihr seid eine „gemischte“ Gruppe: Männer, Frauen, lesbische, schwule, heterosexuelle und queere. Ihr dachtet: Wir wollen die Einteilung von Menschen in Geschlechter abschaffen! Wir wollen, dass es nicht mehr wichtig ist, wer wen liebt – Frauen Männer, Männer

Männer oder Frauen Frauen. Wir wollten, dass Identität, dieses ganze Einteilen von Menschen in Schubladen aufhört.

Er nimmt ihre Hand und zieht Sie zu sich heran.

Das Private ist politisch! Dieser Satz fiel mehr als einmal. Nur über euer Privatleben habt ihr nie geredet. Andererseits – was ist eigentlich das Problem? Es hätte doch nichts geändert, schließlich seid ihr eine offene, eine gemischte Gruppe. Hätte es nichts geändert? Wart ihr offen? ... und wie gemischt seid ihr, fragst du dich nach diesem heterosexuellen Coming-Out. Wer sind eigentlich die anderen?

Ihr wolltet diese ganzen Schubladen nie benutzen, euch nicht in diese kleinen Szeneghetos sperren. Denn so habt ihr euch die Szene der 1980er Jahre immer vorgestellt: Wir als Frauen-Lesbengruppen in lila Latzhosen hier, wir als Schwule in schwarzen Lederhosen da und gegenüber die Gruppen, die einfach ein Thema im Namen hatten und in denen weiße, heterosexuelle Männer den Ton angaben.

Du denkst: Weil wir uns davon frei machen wollten, taten wir, als bräuchten wir diese ganzen Schubladen und Identitäten nicht. Als wären wir alle gleich. Gleich uneindeutig. Sexy uneindeutig! Nicht ganz Mann, nicht ganz Frau, nicht nur schwul, nicht nur lesbisch, nicht nur hetero.

Jetzt küsst beugt er sich über ihre Schulter und küsst ihren Nacken.

Hättest du „es“ merken müssen? Wie denn? Hatten sie Angst, sich als Heteros zu outen? Nach Angst sehen sie gerade nicht aus. Wie

kann man nur so lange unsichtbar sein, noch dazu als Paar?

Sie nimmt sein Gesicht in beide Hände und steckt ihre Zunge ... du kannst so nicht nachdenken. Eilig drehst du dich um, die Treppe hinauf. Auf dem Hof empfängt dich Kühle. Eine Bank, noch drei Zigaretten in der Schachtel, eine anstecken, ein Zug, einatmen, ausatmen.

Vor ein paar Jahren kam es auf den Veranstaltungen in Mode, dass Leute vor jedem Redebeitrag sagten: „Ich spreche aus der Position von...“ ... und dann kam entweder, wie reich die Eltern, ob sie migrantisch oder deutsch waren, ob man behindert war oder nicht. Das sollte dazu dienen, dass man wusste, welche Beziehung die Person zum Thema, über das sie sprach, hatte. Welche eigenen Erfahrungen sie damit gemacht haben konnte und welche nicht. War das eine gute Idee?

Da waren sie wieder, diese klaren Schubladen, klare Wer-darf-was-Paragraphen. Alles schien geklärt. Diese Rituale wirkten oft wie eine Übersprungshandlung. Nach der besagten Einleitung wurde meist nur noch darüber gesprochen, wer was, aus welcher Position sagen durfte und wer, was nicht. Miteinander geredet wurde selten, über Persönliches nie. Mitten in Deiner Überlegung spürst du einen warmen Atem in deinem Nacken. Und dann ... KNUTSCH! Erschrocken drehst du dich um. S.! ... aus deiner Politgruppe! Verärgert wischst Du Dir mit der Hand über den Nacken: Ey was soll das? Ich steh nicht auf ... S. nuschelt: Ey, sorry. Hab dich verwechselt, von hinten und streicht sich über die Spange im blonden, seitlich gescheitelten Haar. ■

Impressum

Redaktion:
Matthias Vernaldi (V.i.S.d.P.), P.R. Iapos (Redakteur für alles Schöne), Rebecca Maskos, Stefan Gerbing, Julia Weidenbach (Herzlich willkommen), Michael Zander. Redaktionsassistent: Stefan Weise
Layout: Stefan Gerbing
Post an die Redaktion: Mondkalb Berlin, c/o Matthias Vernaldi, Stuttgarter Straße 46, 12059 Berlin
post@normalistan.de

Druck:
MegaDruck
Produktions- und Vertriebs GmbH
Eichendorffstraße 34
26655 Westerstede
Telefon: 030-537 940 41;

Bildnachweise:

S. 4 Pride: Stefan Gerbing, S. 8 Alice Schwarzer: Tohma (CC BY-SA 3.0); Thilo Sarazzin: Nina Gerlach (CC BY-SA 3.0); Basti Edathy: blu-news.org (CC BY-SA 2.0); Kevin: Steffen Flor (CC BY-SA 3.0)

Sollten wir versehentlich bei einer der Abbildungen vergessen haben, die Rechte zu klären und Sie glauben, die Rechte an einem Bild zu haben, setzen Sie sich bitte mit der Redaktion in Verbindung.

Danke an einige Studierende von der HU Berlin, die nicht genannt werden wollen, obwohl es ohne sie diese Ausgabe nicht gegeben hätte. Ihr wisst schon.

Über das Defizitäre eines Lebens ohne Behinderung

Darf man über Nichtbehinderte Witze machen?

P. R. Iapos

Ende letzten Jahres kochte mal wieder kurz die Frage hoch, ob man über Behinderte Witze machen darf. Anlass war ein nicht sonderlich gelungener Witz über einen blinden Fußballer in der taz vom 30. November. Selbst „Spiegel Online“ war die Debatte einen Beitrag wert.

Wir werden die olle Soße vom letzten Jahr nicht noch einmal aufwärmen. Stattdessen fragen wir: Darf man über Nichtbehinderte Witze machen?

Seit ein paar Jahren gelten ja auch Leute als behindert, wenn sie in der Schule dissoziales Verhalten zeigen, im Alter pflegebedürftig werden oder ein Tourette-Syndrom mittlerer Stärke an den Tag legen, das in einer

Hellersdorfer Nachbarschaftinitiative zum Schutz der Heimat und der Kinder nicht auffallen würde.

Wenn man also auch diese gar nicht so richtig behinderten Bürger von der Masse der nicht-behinderten abzieht, stellen sie immer noch den Großteil der Bevölkerung. Es ist der Teil, aus dem sich die Leistungsfähigen rekrutieren, die die nötigen Hilfen sowohl als Fach- und Hilfskräfte erbringen als auch als Steuerzahler finanzieren – nicht wenige von ihnen also doppelt angearscht. Wie zynisch muss man sein, da noch zu lachen!

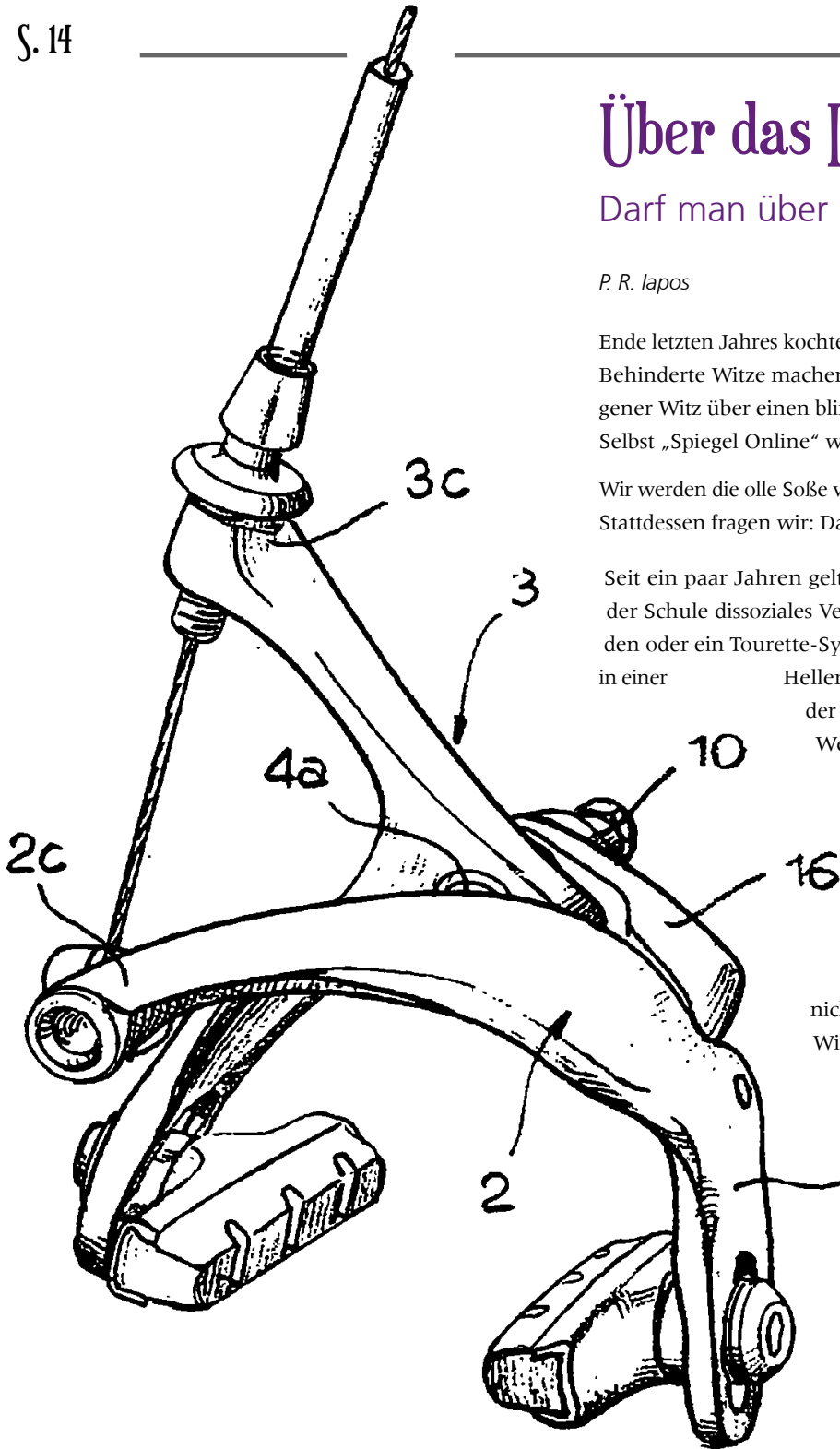
Und wenn sie nun nach einem schweren Arbeitstag von dem bisschen Geld, was man ihnen lässt, kurz vor Ladenschluss noch Einkäufe tätigen müssen, sind die wenigen freien Parkplätze für Menschen im Rollstuhl reserviert. Das nähmen die meisten noch ohne Bitternis hin, wenn es nicht viel weitreichendere Ungleichbehandlungen gegenüber Menschen mit Behinderungen gäbe, die zum Scheitern ganzer Lebensentwürfe führen können.

Niemand streicht ihnen im Supermarkt, im Straßencafé oder im Kino einfach mal so im Vorübergehen über den Kopf. Diese Geste bedingungsloser Annahme durch Unbekannte bleibt ihnen versagt. Dabei transportiert sie doch schlicht und augenfällig das grundsätzliche Ja zum Dasein, ohne das wir letztlich in der Negation allen Seins landen. Ganz im Gegenteil: Wenn sie am heimischen Kaffeetisch, gar im Restaurant kleckern, nehmen es ihnen sogar nahe Verwandte übel, selbstverständlich auch die Gäste am Nebentisch. Einem Menschen mit spastischer Lähmung erschließen sich in solchen Fällen ganz andere Toleranzräume.

Besonders tragisch ist die Gefahr, dass sie die wahre Liebe in ihrem Leben nie kennen lernen werden. Sehr häufig werden sie als Sexual- und Lebenspartner nur wegen ihres attraktiven und leistungsfähigen Körpers ausgewählt. Ihre Persönlichkeit, ihr Gefühlsleben, ihr Wesen spielt nur eine nachgeordnete Rolle. Natürlich merken sie das bald und die Partnerschaften gehen in die Brüche. Irgendwann gibt es dann doch die Partner, die es schaffen, sie genetisch auszunutzen und gemeinsamen Nachwuchs zu produzieren. Der emotionale und finanzielle Aufwand für die daraus resultierenden Trennungen ist enorm. Und es wird nicht einmal im Ansatz über einen Nachteilsausgleich nachgedacht!

Es verbietet sich also, über Nichtbehinderte Witze zu machen. Sie haben es schwer genug. Und – es kommt noch schlimmer: über Nichtbehinderte kann man gar keine Witze machen. Ein Witz funktioniert über das Defizitäre, das Unvermögen, das Anderssein. Hier liegt jedoch gleichzeitig auch die Chance für unsere nichtbehinderten Leistungsträger. Soeben wurde ja aufgezeigt, wie defizitär sich ihre Situation darstellt.

Sie müssen bei einem Party-Smalltalk, wo der eine sagt, er habe Parkinson, und die andere, sie habe Depressionen, nicht unbedingt sagen: „Ich habe nichts.“ Das hebt doch schon auf die umfassende Armseligkeit ihrer Existenz ab. „Mir fehlt nichts“, kommt da schon ganz anders – vor allem im Beisein von Partygästen mit Amputationen. ■



Die Spaßbremse

Sagt der Taube zum Blinden: Ich kann keine Behindertenwitze mehr hören! Antwortet der Blinde: Das sehe ich genauso!

Ein Typ sitzt in der Kneipe, trinkt sein zwanzigstes Bier, fällt vom Stuhl. So sehr er sich auch anstrengt, er kommt nicht auf die Beine. Schließlich krabbelt er aus der Tür, über die Straße, nach Hause, die Treppe hoch, legt sich unauffällig ins Bett. Nächsten Morgen weckt ihn seine Frau: „Sag mal, hast du gestern wieder gesoffen?“ - „Nö, wieso glaubst du das?“ - „Der Wirt von gegenüber hat mich gerade angerufen, dein Rollstuhl steht noch drüben.“

Wussten Sie, dass Buchstabensuppen für Legastheniker eine ähnliche Überforderung darstellen, wie Sesambrötchen für Blinde?

An: Magnus Klaue
c/o KONKRET
Postfach 50 04 09
22704 Hamburg

Mensch Magnus, alte Wundertüte,

biste doch einer von uns! Schön, dass Du Deine Diagnose: „Schwere und mehrfache Recherceschwäche“ öffentlich machen konntest. KONKRET hat sich in Nr. 3/2014 offenbar Deiner Inklusion verschrieben und Dir, Magnus Klaue, dafür ein Heim geboten. Dein übergriffiges Verhalten musst Du aber etwas in Griff bekommen. Als erfahrene Krüppel sind wir zwar gewohnt, erst ungefragt umarmt und dann (bestenfalls) als Projektionsflächen missbraucht zu werden. Leider müffelt Dein Eau d’Emanzipation etwas streng.

Erst bringst Du mondkalb gegen jene in Anschlag, die Du für die saudummen Kritiker_innen des Ableismus hältst. Uns etwas weniger dummen KritikerInnen gestehst Du zu: Der „Idee zur Gründung von Mondkalb [...], standen ein universalistischer Impuls und das Bedürfnis nach Abschaffung der täglichen Erschwernisse [Behinderter] im Mittelpunkt [schallendes Lachen der Redaktion, vereinzelte Rufe: „Herr, erlöse mich von den Qualen!“] Die Parole von den „behindernden äußeren Umständen“ war ein Appell zur Selbstermächtigung von Menschen, die die ihnen angetragene Opferrolle nicht auch noch freiwillig verinnerlichen.“ Dann stellt Sonderpädagoge Klaue klar: „Daß die behindernden Umstände vor allem äußere seien, war jedoch schon früher nicht nur richtig, sondern verdrängte immer auch die schambehaftete und daher meist verschweigende Gefühlsambivalenz aller, auch der Betroffenen selbst, im Umgang mit Behinderung.“ Das ist nicht „nicht nur richtig“ — das ist richtig Quark! Deine Scham im Umgang mit Behinderung kannst Du gern behalten, Maggi! Und von Ambivalenzen kann in Deiner Haltung zu Behinderung kann ja nun wirklich keine Rede sein.

Schließlich ist Dein Ziel die „Abschaffung von Behinderung und Krankheit“ im Sinne „der Emanzipation der Menschheit“ mit Hilfe des „technischen Fortschritts“. Die ambivalente(!) Beziehung von Heilen und Vernichten, der Gesundung des Volkskörpers und der Vernichtung der Lebensunwerten, die andere sehen, ist Dir kein einziges Zeichen wert. Wir, die dummen Kritiker des Ableismus hätten schon irgendwas verstanden, aber verdrängen die ganze Zeit unser Leiden um der Gesellschaftskritik willen und um der Leistungsgesellschaft an sich gegenüber treten zu können.

Die saudummen KritikerInnen denken, so denkst zumindest Du, es gibt gar kein Leiden sondern nur Vielfalt und Andersbegabung. „Wir sind halt alle ein bisschen behindert“ und Inklusion ist nichts anderes als eine riesige Dekonstruktionsparty ... Die wenigen Erkenntnisse, die du über die Bewegung zu Recht äußerst, sind alt und gebrechlich und weder Mehrheit noch eine dominante Strömung.

Aber wir verstehen Deine Überforderung: Die vielen Ismen, da blickt man nicht mehr durch! Jede Woche ein neuer -ismus, da ist schon verständlich, dass du dir zwei Allzweckwaffen gebaut hast: „Keine-anständige-Kritik“ und „Postmoderne-Mistkacke“! Zwei Arme, zwei Knüppel, damit schlägst Du jeden Krüppel bzw. bist Du vielen Behinderten um mindestens eine Armlänge voraus.

Magnus, falls die KONKRET irgendwann feststellt, dass Inklusion doch keine radikale Gesellschaftskritik ist und Dein geschützter Arbeitsplatz da wegfällt: Für kritische, behinderte Autor_innen ist in unserer Kuschelgruppe Platz! Also pflege Deine Defizite ... und hör auf, an unserem Leid zu leiden.

Bis bald, Dein Mondkalb

PS: Wir würden Dir gern leichte Sprache empfehlen. Nur hat die gelegentlich den Effekt, dass sie simple Gedanken entlarvt.

Brief an einen Leser